

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 15 (1937-1938)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 3 — Juni 1937

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Als vor einiger Zeit eine famose Studententanzkapelle einen Ball in einer hiesigen Gaststätte gab, da strömte ein großer Haufen Jugend hin und wartete auf die Königin, die da kommen sollte. Es war keine gewöhnliche Königin, mit Ehrenjungfern, Krone und Brokat. Es war eine Königin der Mitternacht, wenn man so sagen darf; denn erst Schlag zwölf erschien die Dame, und überdies war sie schwarz, eine Negerkönigin also, eine amerikanische. Das Publikum spendete in einer Art von Achtungstellung ergriffen Beifall, trotzdem es das Orchester unterließ, „God save the Queen“ zu spielen. Es tat dies auf Afrikanisch. Ein Mann im Smoking überreichte ihr einen Blumenstrauß, und man war fast ebenso gerührt, als wenn ein Oberländer Trachtenmeitschi den Knicks gemacht hätte. Anschließend zischte man nach Stille, und die Königin sprach ein paar unverständliche Liebenswürdigkeiten durchs Mikrophon und wackelte mit allem und zeigte das Gebiß. Wenn sich die Klarinette gellend in die Höhe schraubte und die verstopften Trompeten wimmerten, und wenn es dann ganz feierlich wurde im Saal, knurrte sie dämonisch: „Oh, Baby!“ — Die Herren suchten nach Halt. Dann blies sie Trompete, eine Königin wie sie war, aber es erinnerte nicht an den von Säckingen. Sie blies lange und laut. Und somit wären wir zu Ende. Das heißt: noch nicht ganz. Denn viele von Ihnen werden nun glauben, ich hätte mich über diese „Königin der Trompete“, wie sie der Impresario und Prinzgemahl zu annoncieren pflegt, lustig gemacht. Bewahre, nein! Ich bin auch dunkeln Damen gegenüber Gentleman; denn, Spaß beiseite, die Frau kann allerhand, was offenbar die Stärke ungekrönter Königinnen ist. Die Frau spielt ihr unkönigliches Instrument mit Bravour und Ausdauer und einem Schuß heiterer Ironie. Man wird zwar kaum besinnlich ob dieser Musik, die nicht nach Salzburg oder in den Kreuzgang des Großmünsters paßt. Es ist ein Satyr, der in die Beine fährt und nicht ins Herz. Nur manchmal, wenn sich ein Lied herausschält aus dem Synkopenknäuel, spürt man, daß auch in diesen Tönen Menschliches, oft allzu Menschliches vibriert. Und auch das muß noch gesagt sein: Wir können auch im Konzertsaal jubeln, fast alle, die wir diese „Königin“ mit Beifall überschwemmten. Das sage ich für die, die ob der Platttheit unseres Gefühls verzweifeln wollen.

*

Die ganz großen Schauspieler erleben jene wunderbare Metamorphose, die ihr Spiel erst zum Abbild des Lebens macht, daß sich ihr Ich zu einer anderen, nicht minder starken und ehrlichen Persönlichkeit wandelt. Darum sind sie „echt“ und stellen jenes eigenartige, erregende Fluidum zwischen Bühne und Zuschauerraum her: weil ihr Spiel vom „Andern“ mit ihrem ganzen reichen Selbst vergattet ist. Ihre Kunst verzaubert das Profane zum Edeln und zwingt den Pathos in die Grenzen des Physischen. Die ganz großen Schauspieler sind selten, weil die meisten forcieren. Von ihnen gilt, was Rodin über die birmanischen Tänzerinnen sagt: „Ihre Bewegungen sind richtig. Ich kann das nicht weiter erklären. Eine falsche Bewegung ist deshalb wie ein falscher Ton in der Musik. Und fast alle Bewegungen, die man sieht, sind falsch.“

*

„In den Beziehungen zwischen Menschen gibt es so wenig einen Stillstand wie im Leben des einzelnen. Es gibt Beginn, Entwicklung, Höhepunkt, Abstieg und Ende, und gerade so wie beim Individuum selbst Erkrankungen der verschiedensten Art: Unpäßlichkeiten, angeborene Krankheiten, Erschöpfungszustände, Alterserscheinungen; — und auch an Hypochondrien fehlt es keineswegs. Manche Beziehungen gehen schon an Kinderkrankheiten zugrunde, auch solche, die durch Sorgfalt, gute Pflege, kurz, durch eine vernünftige Hygiene erhalten werden können; andere schwinden in der Blüte ihrer Jahre durch interkurrente Krankheiten dahin, andere wieder sterben früher oder später an konstitutionellen Leiden, die selten rechtzeitig diagnostiziert wurden; einige altern rasch, andere langsam, manche sind scheinot und können durch Geduld, durch Anwendung der richtigen Mittel, durch guten Willen wieder zum Leben erweckt werden. Aber auch darin gleichen die menschlichen Beziehungen den Menschen selbst, daß nur wenige sich in das Unvermeidliche zu fügen, Leiden und Alter mit Würde zu tragen und in Schönheit zu sterben wissen.“

(Arthur Schnitzler: Beziehungen und Einsamkeiten.)

*

Wenn ein Wissenschaftler von Rang sich in das Gebiet der allgemein verständlichen Aufklärung über ein Problem begibt, dann hat er der Menge etwas Wichtiges, Grundsätzliches zu sagen. Prof. Dr. Emil Bürgi, Pharmakologe an der Berner Universität, äußert sich in einem Sonderabdruck aus der Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift 1937, Nr. 9, Der Alkohol als Genußmittel, zu dem umstrittenen Problem. Er tut es mit größtem Freimut und äußerst temperamentvoll, ohne die Entwicklung der Schweiz zur Bierarchie befördern helfen zu wollen; denn er verschließt nicht die Augen vor den Schattenseiten übertriebenen Alkoholgenusses, und er mißachtet keineswegs die wertvollen Verdienste alkoholgegnender Kreise. Aber er bekennt sich zum lebensbejahenden Genießen, weil die Sinnenfreude die Sorgen und Nöte des Alltags zu ertragen hilft. In wohlabgewogenen Betrachtungen, in feinen Vergleichen mit Kunst und künstlerischem Schaffen und in hohem sittlichem Verantwortungsgefühl kommt Prof. Bürgi zu einer freudigen Anerkennung der Notwendigkeit des Genusses. Das ist in unserer Zeit der Mechanisierung und der „vergeistigten“ Sinnlosigkeit schon an und für sich eine Tat. Den Jünglingen aber und Mädchen, die um die Marmortischchen hocken und Gelatinefädchen spinnen, die nicht mehr wissen, daß es Tage gibt „von besonderem Schlag“, Tage so schön, daß man zu ihnen gar nichts anderes sagen kann als „Ergo bibamus!“ — denen sei gesagt, daß man die Rettung von Schwächlingen und Kranken nicht auf Kosten der Gesunden zu erzwingen suchen soll. Zum Wohl!

RANDBEMERKUNGEN ZUM SO-NA-FE.

Zuerst ein guter Rat für Drückeberger: Verheimlicht allen Bekannten Eure Absicht, vom So-Na-Fe fern zu bleiben. Eure bärtige Blamage würde in Euch einen unheilbaren Minderwertigkeitskomplex auslösen.

Die Teilnehmer aber sollten sich folgende Ratschläge merken:

Allzu heftiges „Schunkeln“ auf dem Dampfer ist zu unterlassen, damit der Saxophonist der Bordmusik nicht den Schluckauf kriegt.

Eine lakonische Feststellung aus dem So-Na-Fe-Bericht der Zürcher Dampfbootgesellschaft: Seekranke auf der Hinfahrt die Ausnahme, auf der Rückfahrt die Regel.

Bis jetzt herrschte am So-Na-Fe noch nie Damenmangel. Deshalb sind die Herren Studenten gebeten, das bezaubernde, statuenhafte Wesen aus Bronze, welches sich an der Gartenecke Rämistraße-Plattenstraße aufhält, nicht einzuladen. Es herrscht zwar kein Toilettenzwang, aber trotzdem...

Die Preise am So-Na-Fe sind so bescheiden gehalten, daß die Herren Studenten nicht genötigt sind, mit Gold- und Speisefischen aus den klaren Wassern der Universitäts-teiche Handel zu treiben. Für Fische sollen momentan auch sehr schlechte Marktpreise bezahlt werden.

Spezial-Exkursionen der Technik-Interessenten vom Poly in den Maschinenraum des Schiffes sollten aus Rücksicht auf die Damen unterlassen werden. Schmierölgefahr!

Wenn das So-Na-Fe-Komitee glaubt, der Vollmond sei eine besondere Attraktion seiner Veranstaltung, dann täuscht es sich. Zum Glück hat die Au in Form von Tannenwäldern und dichtem Unterholz ihre Verdunkelungsmaßnahmen getroffen.

Teilnehmer am Lampionumzug sollen von ihren Damen die richtige Distanz wahren. Die So-Na-Fe-Kommission kann für Brandschäden, die vor, während und nach der Lampionpolonaise entstehen, nicht haften.

Der Gasthausbesitzer auf der Au hat erklärt, Bierteller, Süßmost- und Oranginareklamen seien keine Andenken-

gegenstände. Auch möchten allfällige Kaninchenbesitzer ihren Bedarf an Grünzeug nicht in den Blumen- und Gemüsegärten der Au eindecken.

In frühern Jahrzehnten belasteten sich die jungen Leute bei den Ausflügen ins Grüne mit Botanisierbüchsen und Schmetterlingsnetzen. Heute machen wir uns über diesen Ballast lustig. Dafür schleppen wir Hemmungen und mächtige Blasiertheit herum. In dreißig Jahren werden sich unsere Enkel einmal über uns lustig machen.

Es wäre schön, wenn Sie zwischen zwei Tänzchen Zeit fänden, auf der Terrasse des Gasthauses das Werden des neuen Tages mitzuerleben. Manchmal ist damit ein Sonnenaufgang verbunden.

Frühaufsteher und Bergsteiger sollten sich beim Lesen dieser Zeilen eines geringschätzigen Achselzuckens enthalten. Es gibt nämlich Leute, die einen Sonnenaufgang nur dann erleben, wenn sie kurz vor dem Examen stehen, und dann haben sie für Naturbetrachtungen keine Zeit.

So-Na-Fe-Partnerinnen, seid auch morgens zwischen fünf und sechs Uhr guter Laune. Es soll einmal einen glücklichen Ehemann gegeben haben, der an seine Dame nach einer durchtanzten Nacht jene entscheidende Frage richtete, die nur mit Ja oder Nein beantwortet werden kann. Warum zu solch ungewöhnlicher Stunde? Weil seine Dame inmitten vieler Katzenjammernder ein frohes Gesicht machte. Meine Damen, denken Sie morgens zwischen fünf und sechs Uhr an diese Frau, auch wenn Ihnen in der Magengegend nicht geheuer ist, auch wenn Ihre Augendeckel mit Gewichten belastet sind. Man kann nie wissen...

Im übrigen ist dem Studienreglement aller Fakultäten am 1. April ein Passus hinzugefügt worden, der die obligatorische Teilnahme aller Studenten am So-Na-Fe verlangt. Nur diejenigen Studierenden würden zu den Examen zugelassen, die an dem einzigschönen Studentenfest auf der Au teilgenommen und dadurch ihre Zugehörigkeit zu der großen Gemeinschaft der Zürcher Studenten bewiesen hätten. Fürwahr ein weises und sympathisches Reglement!

PROGRAMM.

Mittwoch, den 23. Juni, evtl. 2. Juli.

- 20.30 Uhr: Das buntbeflaggte Schiff verläßt den Bürkliplatz.
- 20.40 „ Auf dem Schiffe wird getanzt.
- 21.15 „ Ankunft auf der Au.
- 21.20 „ Einzug der Gäste bei Fackelschein.
- 21.30 „ Sturm auf die Sitzgelegenheiten.
- 22.00 „ Begrüßung des Vollmondes auf dem Dachgarten.
- 23.00 „ Pferderennen mit Totalisator.
- 24.00 „ Lampion-Polonaise über, durch und unter die Au.
- 00.30 „ Die Kommission haftet nicht für Landschaden.
- 2.00 „ Preistänze.
- 5.00 „ Abfahrt des Schiffes.
- 6.00 „ Ankunft des Schiffes am Bürkliplatz.
- 8.00 „ Nachzüglern, die das Schiff verfehlt haben, steht landeinwärts ein S.B.B.-Bahnhof mit abgehenden Zügen zur Verfügung.

An-, Auf- und Überzug (Tenue): Wald-, wiesen- und tanzflurfähig.

Bei zweifelhafter Witterung Auskunft über Abhaltung:
Telephon Nr. 11 ab 17 Uhr.

DIE SCHWEIZ UND DIE MILITÄRKONVENTIONEN.

Die wesentlichen Richtlinien der Außenpolitik unseres Landes sind durch die Gesichtspunkte seiner Kleinstaatlichkeit und seiner geographischen Lage bestimmt. Als Kleinstaat ist die Schweiz namentlich seit dem Aufkommen der mächtigen europäischen Nationalstaaten von der außenpolitischen Verankerung auf reinen Machtelementen — die den Großmächten vorbehalten bleibt — abgerückt. Die große Linie der Stellungnahme gegen Außen geht jetzt auf die Konzentrierung jener politischen Mittel hin, die ein Land am wirksamsten vom Feld der Machtkämpfe fern zu halten vermögen und die damit der äußeren Sicherheit am besten dienen. Durch eine selbstgewählte Neutralität auf ewige Dauer hält sich die

Schweiz von selbst verschuldeten zwischenstaatlichen Konflikten fern. Gegen die Gefahr, unverschuldet einem Angriff eines Nachbarn anheimzufallen, setzt sie als Präventivmittel eine gut ausgerüstete Armee aus; und auf Grund dieser einzigartigen „bewaffneten Neutralität“ ließ sich die Eidgenossenschaft wiederholt durch die Großmächte Europas ihre Unverletzbarkeit garantieren: Wodurch aber keine konkrete Verpflichtungen gegenüber der Schweiz eingegangen worden sind!

Die Anerkennungsurkunden der schweiz. Neutralität, wie sie in der Novemberakte von 1815, im Versaillerstatut oder in der Londoner Erklärung von 1920 niedergelegt sind, gehen lediglich davon aus, daß die Existenz der Schweiz im gemeinsamen Interesse der europäischen Mächte liege. Das Schicksal der Schweiz hängt also von einem eigentlichen Übereinkommen zwischen andern Staaten ab; indessen bekommen wir diese typisch kleinstaatliche Abhängigkeit weniger als irgend ein anderes Zwergland Europas zu spüren, weil uns — im Gegensatz etwa zu Oesterreich oder zu Belgien — die neutrale Haltung vor den drohenden Auseinandersetzungen mit der Außenwelt bisher noch abhielt. Deshalb konnten auch die übertriebenen Vorstellungen von einer „politischen Sendung der Schweiz“ entstehen.

Wenn nach preußischen Gesichtspunkten der Krieg die Fortsetzung der Politik ist, so trifft dies für die Schweiz in keiner Weise zu. Im Angriffsfall wird sie ihr außenpolitisches Auftreten völlig ändern, indem sie selbst als Kleinstaat den Machtkampf aufnimmt. Unser Land wird gegenüber dem Eindringling der Neutralität entsagen. Es wird seine Armee gegen den erklärten Feind einsetzen und eine andere Macht um Unterstützung anrufen. Die numerische Schwäche wird der Schweiz die Verteidigung ihres Gebietes nicht ohne Anlehnung an fremde Macht möglich machen. Bei allen schweren Gebietsverletzungen würde also letzten Endes die Entscheidung in einer fremden Hand liegen.

Dieser Umstand sollte bei allen Maßnahmen der militärischen und politischen Außenpolitik im Auge behalten werden. Mir scheint, daß dennoch gegenwärtig diesem maßgebenden Gesichtspunkt nicht genügend Beachtung geschenkt wird.

Wenn schon an sich der Ausbau der Neutralität und die Verstärkung der Armee der Sicherheitsidee des Landes vorbeugend und tatsächlich dienen, so ist doch der blinde Einsatz, der in diese Maßnahmen gesetzt wird, unvernünftig. Denn schließlich ist eben jedem bisherigen Mittel unserer Außenpolitik der Mangel seiner kleinstaatlichen Herkunft beigegeben. Ein noch so überragendes schweizerisches Heer und eine noch so „absolute Neutralität“ kann doch niemals ein vollständiger Schutz gegen einen allfälligen Angriff sein. Das mögen doch die zahlreichen Schweizerbürger, die sich heute einen „Neutralitätskomplex“ oder einen „Landesverteidigungskomplex“ angesammelt haben, einsehen!

*

Die schweizerische Außenpolitik ist, wie mir scheint, auf viel zu enge Bahnen geraten. Die Instrumente, derer sie sich heute vorbeugend bedient und im Ernstfalle tatsächlich bedienen könnte, sind nicht mehr zahlreich genug, um den Notwendigkeiten der Gegenwart zu genügen. Ihr Ausbau ist deshalb nur eine Teilhandlung der äußeren Sicherung unseres Landes. Was sie ermangeln, ist die Schlagkraft und das Gewicht, die einer Großmacht eigen sind, und die ein Kleinstaat nur mit Verbindung einer oder mehrerer Großmächte haben kann. Warum wollen wir also eine straffere Eventualverkettung mit den uns umgebenden Mächten ablehnen, wo wir doch ohnehin voraussehen, daß wir im Ernstfall solche Vereinbarungen treffen müßten? Der Zeitfaktor hat seit dem Weltkrieg in der modernen Kriegführung an Gewicht bedeutend zugenommen. Die ersten Tage des allfälligen Angriffes werden für den Ausgang des Einfalls bestimmend sein, und für diese ersten Tage gilt es vorzubauen.

Lose Besprechungen, wie sie anscheinend der frühere Chef des Generalstabes, von Sprecher, mit Oesterreich und Deutschland im Jahre 1907 geführt hat, genügen heute nicht mehr. Denn es geht gerade um die präzise Zusammenarbeit der Generalstäbe für den Angriffsfall. Wenn ich auch die Alarmnachrichten, die häufig in der französischen Presse über einen zweiten „Schlieffenplan“ gegen die Schweiz auftauchen, ablehne, so scheint mir doch namentlich seit der Neuorientierung Belgiens

die schweizerische militärische Stellung gegen Norden hin wesentlich mehr gefährdet zu sein als dies noch vor dem Weltkrieg der Fall war. Und zwar aus folgenden Gründen:

Belgien, das bis zum 7. März des letzten Jahres als garantierender und garantierter Staat dem Locarnoabkommen verschrieben war, hat sich seit einigen Wochen den Garantienpflichten gegenüber Frankreich und England entzogen. Mit dieser Ablösung ist es in einen neuen Neutralitätsstatus getreten, der noch weiter ausgebaut werden wird. Das Charakteristikum dieses Zustandes ist die konkrete militärische Garantie von seiten Englands und Frankreichs. Zwischen diesen drei Ländern besteht eine enge Fühlungnahme der Generalstäbe, die bezweckt, eine militärische Unterstützung von seiten der Großmächte im Falle eines deutschen Angriffes auf Belgien sofort wirksam zu machen. Eine gleiche Garantie möchte Belgien auch von Deutschland erlangen. Es ist offensichtlich, daß dadurch die militärische Lage und Sicherheit Belgiens ganz gewaltig gestärkt würde. Die leichte Beweglichkeit der Truppen der Großmächte würde einen äußerst raschen Transport der Truppen nach Belgien möglich machen; und schon beim ersten Angriff müßten etwa deutsche Truppen auf belgischem Territorium mit Engländern und Franzosen zusammentreffen. Dadurch ist, militärisch gesehen, Belgien aus dem Rahmen des schwachen Kleinstaates zur ebenbürtigen militärischen Großmacht emporgestiegen. Es hat damit jenen Schritt befolgt, den ihm schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die beiden Westmächte immer wieder anempfohlen haben. Diese Stärkung der einen Einfallsschanke gegen Frankreich hat natürlich auch für die zweite, für die Schweiz, starke Bedeutung. Man braucht im heutigen Moment keine Wahnvorstellung zu haben, um zu beurteilen, daß im Falle eines neuen deutsch-französischen Krieges die Schweiz, trotz ihren jetzigen Grenzbefestigungen, gegenüber Belgien das günstigere Einfallsfeld darstellt. Ich möchte es indessen bei diesem wichtigen hypothetischen Fall bewenden lassen, um zu beweisen, daß tatsächlich die Stunde gekommen ist, wo die Schweiz, als neutraler Kleinstaat, zum Abschluß von Militärkonventionen schreiten

sollte. Auch der Niedergang der kollektiven Sicherheit muß diese Überzeugung bestärken.

*

Natürlich müßte sich die Politik der Militärkonventionen streng in den Rahmen der allgemeinen bisherigen außenpolitischen Linien stellen. Daß darin der Grundsatz der Neutralität gewahrt würde, wäre allererstes Erfordernis. Es müßte versucht werden, von allen nachbarlichen Großmächten und nur von diesen militärische Garantien und dauernde Generalstabsbesprechungen zu verlangen. Denn es wäre unmöglich, von einem Staat, dessen Grenzen nicht an die unsrigen stoßen, sofortigen Beistand zu verlangen. (Das Durchmarschrecht, das das Völkerbundstatut für die Mitgliedstaaten aufstellt, ist eben keineswegs de facto gewährleistet.) Also kämen ausschließlich Konventionen mit Deutschland, Frankreich und Italien in Frage. Und zwar mit jedem einzelnen. Deutschlands Verpflichtungen müßten sich auf den Fall von französischen oder italienischen Angriffen richten. Frankreichs und Italiens Beistand müßte andererseits für den Fall der Neutralitätsverletzung durch eine der beiden andern Großmächte festgelegt werden. Die Übereinkommen würden ihrer Natur nach rein einseitige Verpflichtungen für die Nachbarmächte schaffen. Als Gegenpreis müßte unser Land lediglich die langgeübte „bewaffnete Neutralität“ geben.

Die Inangriffnahme solcher Maßnahmen wäre für uns eine willkommene Sondierung nach der Einstellung der Nachbarmächte unserem Lande gegenüber. Wenn sich auch einerseits die momentanen italienisch-deutschen Grundsätze mit den Verpflichtungen der Militärgarantien kreuzen würden, so ist doch andererseits nicht zu vergessen, daß sich eben glücklicherweise die Interessen aller europäischen Großmächte auf unserm Boden entgegenstehen, und daß deshalb die Integrität der Schweiz auch für den Bestand von Freundschaftsbündnissen und für die Dauer des europäischen Friedens überhaupt von größtem Nutzen ist.

Die Militärkonventionen würden auch insofern einen wichtigen Streitpunkt abklären, als die Schweiz darin unbedingt

ihre Forderung festlegen würde, selbst darüber zu bestimmen, wann sie die Neutralität fallen lassen und wann sie die Unterstützung einer fremden Macht anrufen würde. In dieser bedeutsamen Frage besteht nämlich seit 1917 zwischen Frankreich, England und Amerika einerseits und der Schweiz andererseits eine Kontroverse. Während jene drei Mächte damals den Standpunkt einnahmen, daß mit der Tatsache eines Angriffs auf die schweizerische Neutralität diese ipso facto zu existieren aufhöre, beharrte die Schweiz darauf, in jedem Fall selbst zu bestimmen, wann eine Neutralitätsverletzung eine Kriegserklärung schweizerischerseits und damit ein Fallenlassen der Neutralität nötig mache. Mit der Durchsetzung der schweizerischen Einstellung — die vollständig den Grundsätzen des Völkerrechts entspricht — wäre innerhalb der Militärgarantien für die Schweiz die Möglichkeit eingeräumt, selbst über den Zeitpunkt ihres Inkrafttretens zu bestimmen.

Wären die Militärkonventionen dermaßen durchgeführt, so ließe sich vom Standpunkt der Neutralität aus nichts beanstanden. Durch die Erweiterung der außenpolitischen Instrumente wäre für die weitere Sicherung der Schweiz außerordentlich viel getan. Der Einbau von Militärkonventionen in unsere zwischenstaatlichen Beziehungen müßte sowohl als Vorbeugungsmaßnahme wie als tatsächliche Stützung der eigenen Verteidigung überragende Bedeutung haben. Es liegt mir indessen fern, den Wert des neuen Apparates zu hoch anzusetzen. Auch die militärischen Sicherheiten sind keine allzu sicheren Unterpfänder, und selbst wenn sie wirksam würden, wäre unser Land nicht gegen jeden Angriff von außen gefeit. Aber dieser hermetische Abschluß ist auch gar nicht zu erreichen. Es gilt nur das *O p t i m u m* der Sicherheit unseres Landes zu schaffen. Neben der Verstärkung des eigenen Heeres hätten schließlich die Militärkonventionen den Vorzug, daß sie eines der wirksamsten und billigsten Rüstungsmittel wären.

Zu derartigen Verhandlungen gehört selbstverständlich ein gutes Stück Hut und Wirklichkeitssinn. Wir müssen dabei einen gewissen, allerdings unangebrachten Nationalstolz überwinden, der uns von der Anlehnung an fremde Mächte abhält. Der Gesichtspunkt unserer Kleinstaatlichkeit allein vermag uns an

die ursprüngliche und immerwährende Abhängigkeit von den Großstaaten zu erinnern, aus der diese Vorschläge entspringen.

*

Ich weiß natürlich nicht, ob derartige Unterhandlungen vom Generalstab schon in Aussicht genommen oder gar durchgeführt sind. Gegen die letztere Tatsache spricht zwar der Umstand, daß wir meines Wissens keine Militärattachés bei den Großmächten halten. Aber auch dann, wenn schon solche Abmachungen getroffen wären, wären die Worte nicht unnötig. Denn dann sollten solche Akte ans öffentliche Licht gestellt werden, weil, wie schon erwähnt, von ihnen eine starke präventive Kraft ausgehen kann.

Franz Aschinger.

Nachsatz: Es trifft sich, daß soeben ein Aufsatz von Prof. Walter Burckhardt in „Schweizer Monatshefte“, Heft 2, Mai 1937 XVII. Jahrgang, erschienen ist, in dem dieser auch auf die Fragen von Militärgarantien zu sprechen kommt. Von dem Moment der *U n a b h ä n g i g k e i t* ausgehend, lehnt er solche Abmachungen, wie wir sie im vorigen gefordert haben, ab: Er nimmt an, daß wir gegenwärtig keine Pflichten gegenüber unsern Nachbarstaaten haben, die auf unsere Neutralität zurückzuführen wären. Durch das Eingehen von militärischen Bindungen aber müßten wir indessen gewärtigen, in unserer außenpolitischen Haltung von den betreffenden Mächten entsprechend überwacht zu werden, weil eben eine militärische Garantie ihren Preis haben müßte. Eine Schutzgarantie würde darum mittelbar die Selbständigkeit unseres Landes mindern und der Schweiz ihre volle Souveränität entziehen. — Diese schwerwiegenden Einwände dürfen nicht unbeantwortet bleiben:

Einmal will mir scheinen, daß Professor Burckhardt in seiner Auffassung der bisherigen Unabhängigkeit der Schweiz von viel zu *i d e a l i s t i s c h e n* Gesichtspunkten ausgeht: Unser Artikel geht ja gerade im Gegensatz zu Burckhardt von der Feststellung aus, daß die äußere Unabhängigkeit der Schweiz im wesentlichen nicht mehr voll besteht, sondern daß sie als Ausfluß der Kleinstaatlichkeit stark vom Willen ihrer Großnachbarn abhängt. Soll ich das noch weiter belegen? — Schon alle bisherigen Anerkennungsurkunden der schweizerischen Neutralität sprechen direkt oder indirekt von schweizerischen Pflichten: Der Landesverteidigung, der Neutralität. Dabei haben gerade die Äußerungen der Schweiz innerhalb des Völkerbundes im Ausland zu Diskussionen geführt, die beweisen, daß andere Staaten ihr Wort auf die Gestaltung der schweizerischen Außen-

politik geltend machen wollen. Schließlich ist auch der heutige Kampf um eine „absolute Neutralität“ wesentlich durch die Ansicht fremder Staaten beeinflußt. Die ganze Neutralitätspolitik überhaupt geht letzten Endes in ihrer *Ausdehnung* nach Gesichtspunkten, wie sie von anderen Mächten allgemein geteilt werden. Die Bewegungsfreiheit der Schweiz nach außen erscheint also wesentlich kleiner, als sie Burckhardt postuliert. Die äußere Beeinflussung tritt nur deshalb nicht so stark hervor, weil die Interessen der Schweiz mit den Einstellungen anderer Staaten meistens gemein gehen, oder weil die schweizerische Außenpolitik allgemein stark vorbeugend ist. Aus dieser Sachlage heraus wird sich die Lage der Schweiz nach Abschluß von Militärgarantien nicht bedeutend verändern. Dies um so weniger, als solche Abmachungen nur die folgerichtige Politik eines Zustandes sind, in dem ohnehin de facto mit einer Waffenhilfe von seiten einer Großmacht gerechnet werden muß. Sowohl die umliegenden Großmächte wie die Schweiz selbst müssen diesen Eventualfall in Betracht ziehen; deshalb ergeben sich schon jetzt für unsere Nachbarn dieselben Konsequenzen in bezug auf unsere Außenpolitik wie nach Abschluß von Militärkonventionen. Ich folgere daraus, daß die Unabhängigkeit der Schweiz — die eben nur relativ zu verstehen ist — nicht merklich beeinträchtigt würde durch den Abschluß von Militärkonventionen. Die erhöhte Sicherheit ginge also nicht zu Lasten unserer Souveränität. Wenn indessen trotzdem eine Nachbar-macht auf unser Beistandsgesuch hin Bedingungen stellen dürfte — zum Beispiel Austritt aus dem Völkerbund —, so wäre das nur die Bestätigung einer bisher zugedeckten Sachlage, deren Äußerung nur auf einen Anknüpfungspunkt gewartet hat.

Selbstverständlich ist auch Prof. Burckhardt diese Situation nicht entgangen. Er spricht in seinem Aufsatz von einer „auswärtigen Völkerrechtslehre“, die die Stellung der Schweiz wesentlich anders darzustellen beliebe. Dieser Auffassung setzt er indessen seine eigene, ich möchte fast sagen: idealistische Neutralitätsidee entgegen, die dem Selbstbehauptungswillen und dem Selbstbestimmungsrecht entquillt, und ihre Kraft hauptsächlich von inneren schweizerischen Gesichtspunkten schöpft. Es ist durchaus notwendig, auch diesen Standpunkt hervorzukehren, denn wir wären kein Staatsvolk, wenn wir nicht unsere völlige Eigenwilligkeit in der Außenpolitik zum mindesten fordern würden. Aber über allem steht eben schließlich doch das Gebot der Machtverhältnisse, das unweigerlich der Schweiz einen Teil ihrer Bewegungsfreiheit nach außen wegnimmt. Von dieser Situation müssen wir ausgehen, wenn die Frage der Militärgarantien leidenschaftslos behandelt werden soll. Dann wird diese wichtige Forderung kaum mehr als ein ketzerisches Unterfangen dargestellt werden dürfen.

NÄCHSTE KUNSTFÜHRUNG FÜR STUDENTEN.

Von Mal zu Mal steigende Besucherzahlen haben bewiesen, daß unter der Studentenschaft großes Interesse für diese neue Einrichtung vorhanden ist. Um diesem Interesse Genüge zu leisten, findet Dienstag, den 29. Juni, 18 Uhr, in der Graphischen Sammlung der E.T.H. nochmals eine Führung für Studierende durch Herrn Prof. Dr. R. Bernoulli statt. Es wird dies die letzte Führung in diesem Semester sein und uns bekannt machen mit den Zeichnungen und Holzschnitten des Genfer Malers P. E. Vibert.

T. K.

SCHÜSSE AUS DER UNIVERSITÄT.

Bomben im Universitätsviertel Madrids, Barrikaden in den Universitäten Polens, Demonstrationen und Schließung der Universität in Paris, Schüsse auf einen Dozenten in der Wiener Hochschule, Studentenunruhen in Rumänien, in China! Solches Geschehen innert Jahresfrist ist die Ursache, daß mancher Leser von Indianergeschichten von seiner Lektüre, wie: „Donnerkeil, der große Häuptling der Rothäute“, aufgeschreckt wurde und daß er an einer solchen Gegenwart Gefallen findet. Diesen Leuten ist aber der stille und emsige Betrieb an unserer Hochschule ein Ärgernis. In ihren Wunschträumen sehen sie unsere Universität als Zentrum einer kämpferischen Revolution; Maschinengewehre auf dem Turme, Minenwerfer im Lichthof. Das Ziel dieser Leute ist Kampf und ihr Kampf Eroberung, „so tönt's in ihren Liedern und leuchtet's auf ihrem Antlitz“. Nicht wahr, so schrieben Sie, Herr Bannwart, im letzten „Zürcher Student"? Die von Ihnen angeführten Zitate scheinen wirklich von herrlich kämpferischen Leuten geschrieben zu sein. Daß solche Kampfesbullen glauben, unsern Dies-Umzug begeistern zu müssen, ist verständlich. Denn sie finden doch alles Unkämpferische unzeitgemäß, und sie werfen uns Studenten Humanitätsduselei vor. Doch daß die Pamphlete dieser Leute im „Zürcher Student“ einen Widerhall finden, ist für mich unglaublich. Jetzt, da wir täglich von der Fürchterlichkeit einer Revolution hören, von diesem teuflischen Unsinn, und erleben, wie ansteckend diese räudige Krankheit sein kann, scheint es mir ein Verbrechen zu sein, noch weiterhin

„kämpferische Haltung“ und „revolutionäre Gesinnung“ zu predigen. Marschieren, Aufmärsche sollen das traurige Ideal einer geistesarmen Zeit sein, in der nicht mehr der Geist das Antlitz der Erde verändert, sondern der Taktschritt der Massen neue Werte schaffen soll. Lieber Herr Bannwart, mit Marschieren sollen wir unser klares Auge und unsern scharfen Geist beweisen?

Ist es nicht viel besser so, wie es ist: Selbstverständlich sind wir wehrbereit und einsatzwillig. Auch fortschrittlich. Die Jugend ist stets in gewissem Sinn revolutionär. Nicht nur im letzten Jahrhundert. Wenn es Not tun würde, wenn unsere Schweizerfreiheit in Gefahr stünde, würden wir auch heute ohne Zaudern aufstehen. Mann an Mann. Aber alles zu seiner Zeit. Wie ungut kämpferische Haltung zur Unzeit ist, lehrt uns das Dritte Reich, mit seinem 30. Juni, dem Tag, an dem es seine nimmersatten Kämpfer erschoss. Heute tut Besinnung Not. Als Akademiker nehmen wir das gemeine, von Barbaren geprägte Wort „Humanitätsduselei“ gar nicht in den Mund. Wir haben heute die Pflicht, die letzten Reste Humanität in der Welt zu verteidigen. Man hat die Humanität schon als „Geistesgegenwart der Gerechtigkeit“ bezeichnet. Was steht gerade uns Juristen näher als Förderung der Gerechtigkeit? Bedenken wir stets, daß die kulturell bedeutendsten Revolutionen durch Studium und Arbeit bewirkt wurden.

Herr Bannwart, Sie tragen Couleur. Und trotzdem behaupten Sie, daß sich der Dies-Umzug zwischen der Sechseläuten-Maskerade und der 1.-Mai-Demonstration entscheiden müsse. Lassen Sie sich sagen, daß die Couleurs eine Form sind, die auch heute und morgen mit einem lebendigen Sinn erfüllt werden können. Und so kann auch der Dies-Umzug seinen Sinn haben, wenn er richtig verstanden wird.

Immer noch gibt es trotz all den kämpferisch Gesinnten viele „unzeitgemäße“ Menschen, die Freude haben an blumengeschmückten Kutschen und flatternden Fahnen. Diesen zur Freude erfüllen unsere Kommilitonen am Dies academicus ihre wenig angenehme Pflicht. Diesen Kameraden gegenüber sind Sätze wie: „Lassen sich so aufgeputzt durch die Straßen fahren,“ eine Beleidigung. Wenn man dem Volk das Verständnis

für den Dies-Umzug und für studentische Formen nimmt, ist dies Klassenkampfhetze. Unser Volk läßt sich durch die Zeitungen beeinflussen. Je nachdem die Zeitungen schreiben, so baut das Volk entweder prächtige Universitäten, über deren Portale der Steinhauer die stolzen Worte meißeln darf: „Durch den Willen des Volkes“. Oder das Volk empfindet einen blumengeschmückten Umzug als Provokation! Und dabei sollte dieser Umzug zur Freude des Volkes dienen; für dessen Blumen haben die Studenten ihre Monatsgelder beigetragen, und diese Franken vielleicht sogar vom Munde abgespart. Je nachdem die Zeitungen schreiben, so glauben die Arbeiter, daß die Studenten nur mit dem Gelde ihres Vaters großtun und für die Not des Volkes kein Verständnis haben, oder sie wissen, daß viele Studenten schlechter essen und härter schlafen als mancher Arbeitslose, daß sie statt des Achtstudententages nur den Fünfzehnstudententag kennen, und daß sehr viele nach zehn, zwölf Jahren angestrengten Studiums, die Not der Zeit am eigenen Leibe erfahren und unter größten Schwierigkeiten eine Anstellung suchen müssen. Aber je nachdem: Der Dies-Umzug kann den einen zur Freude gereichen, den andern, den Verhetzten, eine Provokation bedeuten. Wer dem Volke das Verständnis für den Dies-Umzug raubt, wird wohl seine Zwecke haben. Ein Zweck scheint zu sein, daß der Umzug durch das neue Ideal, den Aufmarsch, ersetzt werden soll.

Gewiß, das Marschieren kann auch seinen Sinn haben. Als turnerische Übung oder als militärischer Drill. Aber als Dankesbezeugung an das Volk? Schwerlich! Aber die ihr den Narren gefressen habt an Aufmärschen, marschiert doch! Klopft einen wuchtigen Aufmarsch auf die Bahnhofstraße. Hei! Marschiert mit den Skalpen Eurer Feinde auf hohen Speeren und mit dem bluttriefenden Kriegsbeil im Gurt. Marschiert, tapfere Nachfahren Winetous und Old Shatterhands! **Bino Bühler, jur.**

STUDENTENVERBINDUNGEN UND FARBENSTUDENTENTUM IN ZÜRICH.

Heute ist das akademische Verbindungswesen nur ein Teil des erst in den jüngsten Jahrzehnten so vielgestaltigen Vereinswesens an den Hochschulen, das die Studierenden nach poli-

tischen, nationalen, sprachlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, weltanschaulichen, geselligen, sportlichen, wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu sammeln sucht. In den Anfangsjahrzehnten der Zürcher Universität war das Verhältnis anders. Jede Vereinigung von Studenten — ob diese Band oder Mütze trugen oder nicht, änderte wenig an der Grundidee — war in ihrem Charakter eine Verbindung im heutigen, guten Sinne. Nicht das besondere Tätigkeitsgebiet, das Singen, Turnen, auch die Politik, gab dem studentischen Verein das Hauptgepräge — daß Studenten sich zusammengefunden, das war das Entscheidende.

Mit dem Aufblühen der Universität in den 1830er Jahren wuchs die Zahl der Studentenverbindungen bedeutend. Die Gründung des eidgenössischen Polytechnikums 1854 erweiterte den Nährboden für das Verbindungswesen ein zweites Mal sehr merklich. Von den heute noch bestehenden Verbänden ist die Zofingia weitaus der älteste. 1818 in Zürich gegründet, 1819 zum Schweizer. Zofingerverein erweitert, hat sie neben andern studentischen Gesellschaften schon am Carolinum bestanden. An der Universität umfaßte sie während Jahren ein Drittel aller Studierenden und sprach so auch das entscheidende Wort in der Allgemeinen Studentenversammlung. Kleinere Verbände, in denen sich das deutsche Studententum mit seinen Sitten erstmals bemerkbar machte, traten neben sie. Schon zu Ende der 1830er Jahre hatte aber die Zofingia ihren ersten Zenith überschritten. Die Mitgliederzahlen sanken; auch in dem bodenständigen schweizerischen Studentenverband hielten die von deutschen Studierenden nach Zürich gebrachten Bräuche ihren Einzug. Deutschen urburschenschaftlichen Gründungen verwandt, hatte die junge Zofingia den schweizerisch-zentralistischen Staatsgedanken zum Leitmotiv ihres Wirkens erkoren. Schon in den 1820er Jahren gab es auch eine Singgesellschaft der Studenten und eine akademische Turngesellschaft. Aus der Zofingia heraus wuchs 1832 die heute an verschiedenen Hochschulen der Schweiz heimische Helvetia als akademische Gemeinde des jungen Freisinns der Regenerationsperiode. Sangesfreudige Elemente gründeten 1849 den Studentengesangsverein, der zu Zeiten eine führende Rolle unter Zürichs Verbindungen

spielte und sich mit seinen Konzerten, vor allem mit dem seit 1878 üblichen Maisingen auf dem Lindenhof die Sympathie weiterer Kreise der städtischen Bevölkerung erworben hat. Studentische Korps gibt es heute in Zürich nicht mehr, die beiden letzten, die 1850 eröffnete Tigurinia und die Alamannia, die 1874 aus der Helvetia hervorgegangen ist, sind in den Nachkriegsjahren suspendiert worden. Die Turicia, eine Sektion des Schweizerischen Studentenvereins, verfolgt ihre gutschweizerischen, katholisch-konservativen Ziele schon seit Beginn der 1860er Jahre. Die Mitte desselben Jahrzehnts, in dem das Duellwesen unerwünschte Blüten trieb, sah den Zusammenschluß deutscher Studenten zur Gesellschaft deutscher Studierender, die heute als Teutonia, allerdings mit durchaus schweizerischem Charakter fortlebt. Turnerischen Bestrebungen entsprang 1873 der Universitäts-Turnverein, der mit der Umwandlung zur farbentragenden Korporation 1905 den Namen Turnerschaft Utonia annahm. Welsch-schweizerische Mitglieder umfaßt die seit 1875 die auch an andern Hochschulen beheimatete Société de Stella. Den Kreisen der r  hrigen Sekundarlehramtskandidaten entspro   1881 die P  dagogia. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber streifte sie das zu enge Gewand einer Fachschaft ab und nennt sich seither Manessia. Die Carolingia, Mitglied des Falkensteinerbundes, ist 1893 aus dem Christlich-sozialen Verein hervorgegangen. Im selben Jahre erblickte auch der akademische Abstinentenverein Libertas das Licht der Welt. Ihm trat mit gleicher Zielumschreibung 1910 die Burschenschaft Jurassia zur Seite. Das neue Jahrhundert brachte mit dem Aufstieg der Wildenbewegung neben Gründungen, von denen längst nichts mehr verlautet, die Alboinia, sowie die Abspaltung der schlagenden Neu-Zofinger von der Zofingia, die seither keine Waffensatisfaktion mehr gibt (1903). 1905 wurde mit dem anfänglichen Namen Merovingia die heutige Rhenania gegründet. Als vorübergehend schlagender Verband trat zur selben Zeit auch der bis 1861 zurückreichende Schützenverein Schweizerischer Studierender mit dem Namen Verbigenia in die Reihe der Korporationen. Die jüdischen Farbenverbindungen Maccab  a und Ivria, die 1910 und 1914 erstanden, sind schon nach wenigen Jahren wieder eingegangen. Mit den Ky-

burgern, gegründet 1912, den 1922 konstituierten Welfen, der Lepontia und der Romania, welche letztere beiden allerdings keine eigentlichen Verbindungen sind, hat der katholisch-konservative Schweizerische Studentenverein in Zürich bedeutenden Zuwachs erhalten. Von den jüngsten Korporationen, der Unitas aus dem Jahre 1919 und der Patria, blüht nur die erstere noch. Die Patria, früheste Vorläuferin der Frontenbewegung an den Zürcher Hochschulen, konnte sich nur von 1929 bis 1933 halten, sie war ein weitgehend politisch orientierter Verband. Eine Zwischenstellung zwischen Korporation und Verein nehmen heute etwa noch die 1918 konstituierte Goliardica Ticinese, die Société de Belles Lettres von 1895, die Turegia an der Technischen Hochschule, gegründet 1929, und der bis in die 1870er Jahre zurückreichende farbentragende Akademisch-theologische Verein ein.

Neben Band und Mütze, der Pflege studentischer Geselligkeit ist allen diesen Korporationen auch die Institution der Alt-Herren-Verbände eigen, deren Aufgabe es ist, Studienfreundschaften durchs Leben weiterzupflegen, den Kontakt des Philisters mit seiner Hochschule aufrechtzuerhalten, jungen Studentengenerationen mit Rat und Tat hilfreich zur Seite zu stehen.

Verschiedene unserer Zürcher Verbindungen sind durch Kartelle und Zentralverbände mit ähnlich orientierten Korporationen an andern schweizerischen Hochschulen verbunden. Einst reichten solche Beziehungen auch über die Landesgrenzen hinaus. Unter die gesamtschweizerischen Studentenverbände zählten der Schweizerische Zofingerverein, die Schweizerische Studentenverbindung Helvetia, der Schweizerische Waffenring, der Schweizerische Studentenverein, die Société de Stella, Falkensteinerbund, Schweizerische akademische Turnerschaft und Schweizerische akademische Studentenschaft Libertas.

An den Zürcher Hochschulen selbst schließt der Korporationen-Verband die meisten farbentragenden Verbindungen zusammen. Nach der Auflösung des ihm vorangegangenen Allgemeinen Delegierten-Konventes, der als behördlich anerkannte Studentenvertretung Wilde und Inkorporierte umfaßt hatte, 1912 konstituiert, besorgt der Korporationen-Verband noch

heute die offizielle Repräsentation für die ganze Studentenschaft. Ihm ist auch das Universitätsbanner anvertraut.

Zur Pflege des Farbenstudententums und der akademischen Freundschaft und Gemeinschaft unter spezifisch studentischen Formen ist in jüngster Zeit deutlich die parteipolitisch neutrale, aber entschieden heimat- und verfassungstreue Stellungnahme des Korporationen-Verbandes getreten; der Wehrgedanke wird gefördert, politisch links orientierte Glieder begegnen zum mindesten einer frostigen Skepsis, aber auch für reaktionäre Strömungen ist kein Platz in seinen Reihen. Die einst scharf bekämpfte studentische Organisation wird heute vom Korporationen-Verband vollauf anerkannt.

Der seit dem Tiefstand der Kriegsjahre und der ersten Nachkriegszeit unverkennbare Aufstieg des Korporationen-Verbandes und dessen erweiterte Ziel- und Zweckbestimmung basieren auf einem neuen Aufstieg eines gewandelten Farbenstudententums. Dieses neue Korporationentum bewahrt zumeist als feste Grundlage die Dauerwerte des letztjahrhundertlichen Studentenideals. Es behält das spezifisch Studentische, die eigenen studentischen Gemeinschaftsformen bei, das also, was den andern Hochschulvereinigungen, selbst der Gesamtorganisation, fehlt. Der Grundsatz, daß es gerade heute überzeugte Studenten, Akademiker geben muß und nicht nur junge Leute, die studieren, steht im Vordergrund. Manches, was in den Vorkriegsjahren zugunsten einer Überbetonung des Formellen, einer in der Schweiz gänzlich unmotivierten Exklusivität zurückgedrängt worden ist, wird heute wieder mehr geachtet und gepflegt. Dem zunehmenden Individualismus, dem erschwerten und erweiterten Studienbetrieb und dem verschärften Kampf um die Existenz Rechnung tragend, toleranter, einfacher, demokratischer gesinnt als vordem, vermochte manche Verbindung, nicht zu ihrem Nachteil, zu starken Zwang und zu häufige Inanspruchnahme ihrer Mitglieder zu lockern und Reformen, vor allem in den Trinksitten, durchzuführen. Das Zürcher Farbenstudententum hat in vermehrtem Maße auch Reformverbindungen, sowie politisch und weltanschaulich vielgestaltige Verbände vollberechtigt in seine Reihen aufgenommen. Unzeitgemäße Zöpfe sind verkürzt worden, und neben den alten, von

Außenstehenden so oft kritisierten Formen belegen neuzeitlicher Sport und heutige Geistigkeit ihren Platz. Politische und geistige Auseinandersetzungen, auch sportliche Übungen gehören in manchen Verbindungen so gut zum Semesterprogramm wie die rein geselligen Veranstaltungen. Die Inkorporierten sind in ihrem entscheidenden Denken und Handeln so modern wie die Nichtinkorporierten. Weil aber die heutige Zeit für die Studentenschaft keine andere und bessere Form der Gemeinschaft gefunden hat, wahren sie in modernem Geiste eine würdige alte Form. Die Farbentragenden wollen jung sein, sie wollen Studenten sein während ihres Studiums, das sie nicht als eine bloße, schnellzudurchschreitende Übergangsperiode auffassen, sondern als einen der schönsten und gehaltvollsten Abschnitt ihres Lebens. Alles das unterscheidet den Verbindungsstudenten noch wesentlich vom Durchschnittswilden, der nicht selten nur Brotstudent, nur Streber, nur Alleingänger ist, der das Studentsein nur als Übergangsstadium und nicht als Eigenwert kennt.

Hans Erb.

DER WISSENDE.

Nach einem Gedicht von Christian Morgenstern zu dessen 70. Todesjahr.

Wer einmal allen Schmerz der Welt empfunden hat,
Wer einmal alle Lust der Welt getrunken hat,
Wer einmal Schönheit, Freude, Feindschaft, Haß,
Wer alles dies schon einmal selbst durchlitten hat,
vergißt den Ernst aus Überernst
und lächelt nur.

Der hat das Spiel der Welt durchschaut,
in dem sich jeder Mensch und jedes Volk
als Mittelpunkt im Kreislauf des Geschehens,
als unverrückbar glaubt. Wer es durchschaut,
vergißt den Ernst aus Überernst
und lächelt nur.

In diesem Kreislauf haben wir gelernt,
daß alle Lust und aller Schmerz einmal
verachtet werden muß. Wissende sind wir
und spielen wissend nun das große Spiel.

So hast Du's selber mir gesprochen,
das dank ich Dir. Wer so verachten kann,
vergißt den Ernst aus Überernst
und lächelt nur.

Mathias Kilp.

ZUR RÄTOROMANISCHEN SPRACHBEWEGUNG.

Kommilitonen! Ihr habt von der rätoromanischen Sprachbewegung gehört. Wir kämpfen für Heimatsinn und für unser angeborenes, ererbtes geistige und seelische Vermögen, worin ureigenes Menschwerden wurzelt! Wir führen den Kampf, den unsere Väter führten, weiter; den Kampf um die Erhaltung unserer Muttersprache und unserer kulturellen Eigenart. (Bitte nicht zu verwechseln mit Blubokult.) Es ist der ewig ähnliche Kampf, wie ihn die Eidgenossen führten. Es geht um geistige Freiheit; um Legitimierung einer gewissen kulturellen Selbstverwaltung und Selbständigkeit. Allzufremde Kulturideen und von allzufremdem Geist beeinflusste Einmischungen in unsere „häuslichen“ Angelegenheiten zwingen uns zu solcher Abwehrstellung. Wir sind nun einmal in gewissen Fällen so plump, so unbeweglich, daß wir unser Wesen nicht je nach Bedarf, je nach Ort, Zeit und Umständen, je nach religiöser Mode ändern können. Wir können es nicht ohne weiteres — und über das Weitere herrscht auch bei uns Vernunft; in Erwägung der tiefsten allezeit gültigen menschlichen Werte.

Wir haben einen rätoromanischen Luther, der uns 1560 in seinem Neuen Testament das Beispiel rätoromanischer Schriftsprache gab. Wir haben einen rätoromanischen Zwingli, der den Bündner Söldnern an Stelle der Reisläuferei Heimdienst anwies; derselbe, den man den rätischen Herodot nennen dürfte, den Vater rätischer Geschichte. Neben seiner lateinischen Wissenschaftssprache, in welcher er seine Geschichtswerke u. a. m. schrieb, wußte er die einheimische Sprache des Volkes zu pflegen; wußte er das Volkstheater als Mittel einer hohen nationalen Mission in Graubünden einzuführen; wußte er mit seinen romanischen Psalmenübersetzungen den Boden für das romanische und bündnerische Volkslied zu bereiten. Auch auf katholischer Seite haben wir Vorfahren, die unserem Lande zur vollen Ehre gereichen. Seit 1526 haben wir, als erster Staat der damals bekannten Welt, seither nicht mehr widerrufene Glaubens- und Gewissensfreiheit. Seit 1679 besitzen wir die erste romanische Vollbibel. Dem Beispiel der unterländischen Eidgenossen folgend und von deren entsprechenden Führern mit Rat unterstützt, waren es in erster Linie rätoromanische Männer, die die Initiative zur Schaffung der heutigen bündnerischen Kantonsschule ergriffen und deren Verwirklichung in ihren Anfängen förderten; damit bahnten sie den Weg zum neueren, allgemeinen Schulwesen in Bünden. Dafür wird das

Romanische gerade im Oberengadin, das etliche dieser Männer dem Lande stellte, in Kirche und Schule so viel als möglich zurückgedrängt. Wir hatten schon früh unsere eigenartige Wohn- und Sittenkultur, und zu allen Zeiten fanden sich in unseren Talschaften große Männer, die allerdings nicht nur durch Höhenluft „groß“ geworden sind; denen aber Höhenluft und Heimatluft gesunde Assimilationskraft gab und in ihnen den Sinn fürs Große gebär, denen engere Heimerde die von den Vätern gezogene Samenfurche wurde, worin sich ihre Wurzeln immer wieder fühlend und schließlich Haltung findend, weitertasteten. Entschuldigt: ich möchte nicht prahlen. Ich bin gewiß nicht schuld, daß wir dies alles haben. Doch schuldig wären wir Romanen, wollten wir dies alles leichtsinnig vergessen, dieses Wissen um unsere Vergangenheit, um unsere Vorfahren vernachlässigen — um *horribile dictu* — der „Mode“ willen. Gewiß, auch die „Mode“ ist recht: ich möchte nicht mehr Hosenträger tragen; das tat übrigens auch mein Großvater nur Sonntags. Aber: nicht nur die „Mode“; denn in der Überlieferung wurzelt, wenn man eine gewisse Konventionalität abzieht, das gesündeste Volkstum. Und ist „Mode“ nicht in erster Linie Konvention?

Wir haben heute vier romanische Zeitungen, verschiedene Kalender, Jahrbücher, Sprach- und Gesangsvereine, Wörterbücher, Grammatiken, romanische Primarschulen und reiche, zum Teil sehr gute Literatur. Aber der kleinere Teil der Interessierten unter den 40 000 Rätoromanen und unter den 68 000 deutschen Einwohnern Bündens schwimmt beständig, von der deutschen Welle gezerrt und geschleudert.

Ihr seht, auch wir haben Eigengut, Vätererbe, und es ist uns Ehrensache, dieses zu verteidigen und zu erhalten; denn es hat sich als gut und nützlich bewährt. Das war unserer Väter eigene, liebevolle, sorgfältige „Handarbeit“, die sie zum großen Teil unentgeltlich, aus Liebe zu ihrer Heimat, aus Liebe zu uns, zu den Kommenden, leisteten. Und auch wir haben unsere Väter lieb, und aus dieser Liebe heraus stehen wir zu ihnen, verzeihen ihnen ihr Schlechtes und verteidigen ihr Gutes. Wie könnten wir die Schweiz, die Welt lieben, wenn wir nicht zu Hause lieben lernten? Das ist das Treusein im Kleinen, ohne deswegen kleinlich werden zu müssen. Auch wir Rätoromanen haben eine Heimat — selbst wenn wir stubenlos sind —, in der wir geistig leben, an die wir seelisch und geistig gebunden sind. Sollte die allgemeine Schwäche für Heimwehlieder all unserer Dichter nur von ungefähr kommen? Zugegeben: es ist eine Schwäche, die man manchmal weniger zeigen sollte; aber eben diese, ich möchte sagen unbewußte Schwäche verrät die Stärke der Verbundenheit unserer Leute mit ihrer engeren Heimat.

Kommilitonen! Wir sind keine Fanatiker; wir verlangen nicht nur Romanisch, sondern nur auch Romanisch neben dem unver-

meidlichen Deutschen. Wir kämpfen nicht gegen die deutsche Sprache; wir lieben sogar und schätzen das Deutsche als höhere Schul- und Wissenschaftssprache, als allgemeine Verkehrs- und Handelssprache, als das Verständigungsmittel, das uns mit den Eidgenossen verbindet. **Einen Sprachenkampf wollen wir weder in Graubünden, noch sonstwo in der Schweiz, bestimmt nicht; aber unser oft gerühmter Sprachfriede darf nicht auf der Selbstverleugnung oder Gleichgültigkeit des einen Teils beruhen, sondern soll sich vielmehr auf die gegenseitige Achtung aller Teile stützen.** Wir wehren uns nur gegen ein rücksichtsloses, gleichschaltungsmäßiges Sichbreitmachen einer deutschen Wissenschaftssprache, die unsere einfachen Leute nur oberflächlich verstehen. Die einfache, schlichte Alltagssprache unserer Eingeborenen, die, wie ein Springquell aus hartem Felsenriß, unmittelbar ihren Herzen entspringt; diese Sprache, die die romanische Familie im weitesten Sinne verbindet und eint, diese von unsern Vätern ererbte Sprache wollen wir „wieder erwerben, um sie zu besitzen“. Daß wir in dieser Hinsicht gewisse deutsche Fühler, die sich systematisch in romanische Gebiete eingelassen haben, womöglich und in vernünftiger Weise zurückdrängen müssen, dürfte wohl selbstverständlich sein. Die romanische Primarschule und die romanische Predigt müssen nicht nur erhalten, sondern auch gesichert und gefestigt werden.

Wir wollen auch nicht den Kantönligeist; gerade deshalb wollen wir Romanen sein. Unsere deutschsprachigen Bündner werden es schließlich auch beweisen, daß sie uns in unserem engeren Land nicht mit Kantönligeist deutsch stempeln wollen; der Vorteil früher Kenntnis der romanischen Sprache ist für die Erlernung der lateinverwandten Sprachen doch zu groß. Wir wollen Schweizergeist, Föderativsinn, ohne Vernachlässigung unserer besonderen Eigenart am Wohl des ganzen Schweizerlandes mitbauen. Wir sind nicht schlechte Schweizer und bemühen uns auch, gute Soldaten zu sein; und als Bündner schlechthin sind wir sogar sehr stolz, Schweizer sein zu dürfen. Wenn wir nun dieses sind, so gerade weil wir unsere engere, eigenartige Heimat lieben, sie lieben dürfen, sie frei vor aller Welt nach eigenem Geschmack hegen und pflegen dürfen, mit gemeinsam eidgenössischem Ziel vor Augen. Wir haben in der großen Schweizer-

Eine hochfeine orientalische Zigarette:

„IZMIR“

fr. 0.70

per 20 St.

familie unser eigenes Gärtchen und freuen uns an diesem. Schaut unsere Blumen —: Lieder, in heimatverbundenen, liebe- und sehn-suchtserfüllten Liedern leuchten sie, blühen sie euch entgegen, und im kraftstrotzenden Chor der Freien, jener, die die Freiheit der Berge im Busen tragen, schmettern sie ihre Töne empor zu unserem hohen Symbol, zu den ewigen Bergen, zum Himmel. Und wenn der einfache Mann der Berge seinen Blick zu den Firnen erhebt, so sieht und hört und fühlt er heute noch ähnlich dem Psalmisten im 121sten Psalm; er ahnt den Ewigen — Gott! All dies kann er nur in seiner Muttersprache voll erfassen. In der Muttersprache erlebt der Mensch die tiefsten Seeleneindrücke wieder. Da taut sein „besseres Ich“ wieder auf.

Studenten, sagt mit uns: wir wollen, daß die Romanen Romanen bleiben, damit sie gerade dadurch u n v e r f ä l s c h t e S c h w e i z e r bleiben; wir alle wollen ein gesundes, freies, durch Selbstbesinnung ehrlich gewordenes Volkstum. Und wenn ihr in ein, an deutschen Verhältnissen gemessen, 60 bis 70 Prozent romanisches Land kommt, ihr deutsch- und welschsprachigen Kommilitonen, und immerfort nur deutsche Predigten hört, bedenkt, daß der einfache romanische Mann nicht nur zu kurz kommt, sondern daß dabei in ihm eine f a l s c h e E i n b i l d u n g damit anerzogen wird. Wünscht ihr wirklich, daß man euretwegen, wenn ihr zu uns in die Ferien kommt, in Predigt und patriotischen Ansprachen unser Volk vernachlässigt? Seid ihr nicht Akademiker? Versteht ihr durch eure Sprachkenntnisse — Latein, Französisch, Italienisch usw. — das W e s e n t l i c h e im Romanischen nicht besser, als der Durchschnittsromane das W e s e n t l i c h e in schriftdeutscher Sprache versteht? Selbstverständlich sind wir zum Teilen gern bereit: heute Deutsch, morgen Romanisch; aber bedenkt: n u r D e u t s c h ! oder nur zwei, drei, vier Mal im Jahr Romanisch — in Dörfern, wo das Alltagsgespräch in romanischer Rede verläuft. In unseren Kirchen liegen zum Teil viele, recht verstaubte romanische Choralbücher. Es sind die Lieder, die man dem Romanen genommen, um der „Fremdenindustrie“ zu dienen; es ist erarbeitetes, errungenes Volksgut, worin der Väter tiefstes Lieben, Hoffen, Sehnen und Verlangen ruht; ihr konkret gewordenes „domine provideas!“

Kommilitonen, achtet in romanischen Gegenden und besonders im Engadin auf romanische Anschriften und Inserate, und wenn ihr solche recht selten sieht, so fragt die Leute: Schämt ihr euch eurer Sprache? Helft uns, Kommilitonen, ihr könnt Wunder wirken, wenn ihr wollt; denn ihr könnt „fremde Propheten“ sein in unserem Land. Ihr ahnt die seelischen Leiden, die Opfer, die Mühen, die Nöte, die der Geist hinnehmen muß, um erstarrten Massen die Augen zu öffnen; ihr kennt die Enttäuschungen der Begeisterten. Dürfen wir euch nicht um Hilfe bitten? Helft uns, wir werden stets gute Freunde sein, wenn ihr unsere geistige und seelische Freiheit achtet. Wir wer-

den gerade dadurch euch besser verstehn, euch näher verbunden sein. Verstehen hängt nicht nur vom Worte ab, weder vom deutschen, noch vom fremdartigen; Verstehen liegt mehr im Geiste begraben. Das Wort allein ist ein toter Vogel, der auf dem Weg vom Mund zum Ohr verhungerte. Man darf aus kulturellen Interessen uns unsere Sprache nicht nehmen; man würde nur „verschlagene Indianer“ finden! Der Ehrbegriff kann sich auch bei uns nur in geistiger Freiheit entwickeln.

NB. Am 30. Juni, 8 Uhr abends, werdet ihr Gelegenheit haben, im „Poly“ ein Referat über „**Rätoromanisches Volkstum**“, von Dr. G i a n C a d u f f zu hören. Das Auditorium wird zu gegebener Zeit bekannt gegeben werden. Die Veranstaltung wird von der „Rätoromania“ (Uniun Naziunala Studentica Svizra) organisiert, wobei der Chor Viril Grischun Turitg einige Lieder ertönen lassen wird.

Felix Signorell.

XXI. SCHWEIZERISCHE HOCHSCHULMEISTERSCHAFTEN in Zürich, 3./4. Juli.

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaften hat durch den Präsidenten des Sportamtes die Akademische Sportkommission (A.S.K.) Zürich mit der Durchführung der diesjährigen Schweizer. Hochschulmeisterschaften beauftragt.

Wie ist es um das Sportsleben an den größten schweizerischen Bildungsstätten, Universität und Eidg. Technische Hochschule, bestellt? Folgende vergleichende Statistik* mag sprechen:

	Zahl der Stud.	Sporttreibende	in ‰
St. Gallen	140	47	34
Bern	1939	550	28
Basel	1488	225	17
Genf	1074	160	15
Neuchâtel	250	30	12
Lausanne	735	60	8
Fribourg	724	40	5,5
Zürich (Uni und E.T.H.)	3565	120	3,6

Zürich steht an letzter Stelle!

Auch ein Vergleich der Schweiz mit andern Staaten zeigt ein ebenso betrübliches Bild. Deutschland und Italien, unsere nördlichen und südlichen Nachbarn, haben den Sport als Obligatorium auch an Hochschulen erklärt; das heißt während in jenen Ländern 100 Prozent der immatrikulierten Studenten turnen, zeigt die obige Statistik einen Durchschnitt von nur 15,4 Prozent.

Und dennoch sollen in Zürich die Hochschulmeisterschaften aus-

* Vgl. „Hochschulnummer“ der Schweiz. Turnzeitung vom 1. Juni 1937. Entnommen dem Artikel von W. Wechsler.

getragen werden? Ich sage ja. Gerade diese Wettkämpfe der Vertreter aller schweizerischen Hochschulen sollen für den akademischen Sport werben.

Sollen zum so und sovielten Male die Vorteile eines gesunden Sportbetriebes aufgezählt werden? Der Student muß nicht den Anforderungen seiner wissenschaftlichen Arbeiten gegenüber allein gerecht werden, sondern auch der ersten Pflicht, seinen Körper gesund zu erhalten. Ist die „totale Erziehung“, das harmonische Spiel von Körper und Geist nur ein Gespinnst der Turntheoretiker oder tatsächlich das Ziel gesunden Studententums? Birgt das Spörteln nicht darüber hinaus noch viele andere Momente ethischer und sozialer Natur?

Zürcher Kommilitonen! In einer Zeit, in der aus staatspolitischen Gründen der obligatorische Vorunterricht verlangt wird, dürfen wir als Schweizeroffiziere und -soldaten nicht hintanstellen in der Stärkung und Stählung unseres Körpers.

Der erste Schritt zur Änderung unseres Verhaltens dem Sport gegenüber bilden die Schweizerischen Hochschulmeisterschaften in Zürich. Wir brauchen Eure moralische und finanzielle Unterstützung.

Darum, Zürcher Kommilitonen, beteiligt Euch daran, dieses Jahr noch als Zuschauer, übers Jahr als Wettkämpfer! **E. Meyer.**

WESTAFRIKANISCHES TAM-TAM.

Tagsüber kleidet sich die Stadt europäisch, so gut sie's eben vermag. Eine etwas verkrampfte, verschrobene Eleganz kommt dabei heraus. Die schwarzen Dandies in ihrer vornehmen Schlankheit hätten zwar alle Eignung zu Konfektionsolympiern; aber die angeborene Wildheit verträgt keine allzu weitgehende Einkapselung. Da und dort durchbricht sie eigenwillig ihre zivilisierte Hülle. Wenn ein Schuh drückt, wird die betreffende Stelle ausgeschnitten, und eine schwarze Zehe nach der andern bohrt sich durch elegantes Schuhwerk japanischer und tschechoslowakischer Herkunft.

Der weniger „aufgenordete“ Teil der Stadt hat es besser. In ihre wallenden Oberkleider, genannt „Bubus“, gehüllt, widmen sich die schwarzen Muselmänner ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Nichtstun. Den um jeden Preis europäisch gehaltenen Straßen nehmen sie dadurch den letzten Anstrich von nordischer Geschäftigkeit. Zu gewissen Stunden, wenn die Sonne senkrecht auf den Asphalt brennt, bilden die von mächtigen Mangobäumen beschatteten Bürgersteige einen einzigen schnarchenden Schlafsaal. Aber fünfmal am Tage heischt Allah seinen Tribut. Da erlebt die Schläfrigkeit kurze ekstatische Aufwallungen. Häuse recken sich zu Stoßgebeten, Hände tasten beschwörend gen Osten, und Stirnen wühlen sich andächtig in den Sand.

Mit der eintretenden Abendkühle geht ein befreiendes Aufatmen durch die Stadt. Die Muselmänner verrenken sich noch einmal zum Gebete, und die Weißen treffen sich zum Apéritif. Das sind Marksteine afrikanischer Zeiteinteilung.

Wenn dann die Sonne in blaßrote Nebel zerronnen und fast mit einem Schlage die Nacht hereingebrochen ist, streift die Stadt ihre fadenscheinige europäische Hülle ab und wird auf ein paar Stunden ganz Urwald, ganz afrikanischer Busch. Die Weißen haben sich längst in ihre eisgekühlten Villen zurückgezogen oder verbringen den Abend bei Champagner und aus Paris importierten Balletten. Aber Medina, die Stadt der Eingeborenen, widerhallt vom Klirren gigantischer Ohrgehänge und Muschelhalzbänder, vom schlürfenden Geräusch goldverbrämter Pantoffeln und von tausenderlei Wonnelaute, die sich gurgelnd und glucksend durch schneeweiße Zahnreihen pressen. Die Frauen tragen ihre schwarzwollenen Staatsperücken, in denen Flöhe und ausgediente Messingknöpfe vorsintflutlicher Soldatenröcke nisten. Die Männer tragen stolz ihre europäische Erzungenschaft zur Schau, ihren Tropenhelm, der zwar nachts den ursprünglichen Zweck des Sonnenschutzes rechtlich verfehlt, in Medina aber nichtsdestoweniger nur unter festlichem Sternenhimmel auftaucht. Denn der sichtbare Besitz eines Tropenhelmes gehört zu den unumgänglichen Paradenpflichten jedes angesehenen schwarzen Bürgers. Und „Bürger“ zu sein, das bedeutet viel, das bedeutet alles. Verächtlich spricht daher der vollendete schwarze Stadtherr von seinen Brüdern aus dem Busch, die das Pech haben, weder Tropenhelme zu besitzen noch sonderlich zu begehren, kurzweg als von „den Wilden“.

Aber gerade das eigentlich „Wilde“ wird nie aus dem schwarzhäutigen Teil der Menschheit auszurotten sein. Es begegnet einem in den Negervierteln amerikanischer Großstädte, wo sich in düstern Hinterhöfen mit unheimlicher Energie geladene Menschenmassen zu kultischen Handlungen einfinden, die ausarten zu ekstatischen Tanzpantomimen. Es sickert durch in der nervenaufpeitschenden Musik schwarzdurchsetzter Tanzkapellen. Wildheit ist Rhythmus. Wildheit ist Ekstase, zum spontanen körperlichen Ausdruck gebrachte Gottverehrung. Wildheit ist Tam-Tam.

Durch die tropische Nacht hallt es wie das Hämmern ferner Expreßzüge. Von allen Seiten brechen die sonderbar gehackten Geräusche herein, verwischen sich sekundenlang gänzlich im Wind, um dann in unmittelbarer Nähe wieder scharf umrissen aufzutauchen. Man tappt im Dunkeln, hat plötzlich die letzten Siedlungen hinter sich und steht verblüfft vor einer Gruppe unförmiger Affenbrotbäume, deren Schattenbilder sich starr und gespenstisch vom Sternenhimmel abheben. In der Nähe kreischt ein Schakal...

Wenn man dann den Festplatz endlich gefunden hat, ist der

Taumel auf seinem Höhepunkt angelangt. Ein Kranz wild flackernder Öllichter umsäumt die Arena. Dahinter hocken Greise und Greisinnen und lachen ihr zahnloses, ausgetrocknetes Lachen, das sich ächzend in den Festlärm mischt. Grundton ist das Gehämmer der Trommeln, erzeugt in den mannigfaltigsten Abstufungen von rohrartigen, kreischenden Holztrichtern und dumpfen, mit rasselnden Metallstücken angefüllten Fässern. Ladies and Gentlemen, wir befinden uns an der Geburtsstätte der Jazzmusik!

Dicke Schweißtropfen stehen den braven Trommlern auf der Stirn. Es ist der Schweiß der Verzückung. Dann und wann wird einer von Wonneraserei befallen. Seine weißen Zähne beißen sich grinsend ins Leere. Seiner Kehle entwinden sich wilde Grunzlaute, und sämtliche Extremitäten sausen wie besessen gegen die Trommelwände.

Das ist stets das Zeichen der allgemeinen Aufrüttelung. Eine Gruppe kleiner Mädchen — sozusagen ein schwarzer Töchterchor — bricht in gewaltiges Brüllen aus und klatscht sich im Takt die Hände wund. Durch die Menge der Zuschauer geht ein mächtiges Aufwallen, und da und dort lösen sich die Tänzer. Zuerst ist es ein halb verlegenes Scharren im Sand, ein Watscheln nach Entenart. Viele bringen es nicht über dieses Stadium hinaus und huschen verschämt wieder in den Schutz der Zuschauerreihen zurück. Diejenigen aber, die endgültig dem Tanzdämon in die Klauen geraten, leisten Erstaunliches. Die Glieder scheinen sich vom Leib loszureißen. Dort bilden zwei Arme eine toll gewordene Windmühle. Hier verflucht sich ein Paar Beine zu einer doppelten Spirale, und daneben schiebt sich ein Kopf mit eckigen Bewegungen durch die Gegend.

Merkwürdig ist die Einstellung zum Komischen. Wo man als Neuling laut losbrüllen könnte über die groteske Lächerlichkeit gewisser Tanzbewegungen, bleibt das Publikum todernst, ja feierlich ergriffen. Es genügt aber, daß einer der Tanzenden mit Hand, Fuß oder Kopf eine dem Fremdling völlig unfaßbare humoristische Geste andeutet, und gleich einem Orkan bricht die Heiterkeit über die Zuschauer herein. Dann und wann nimmt die Fröhlichkeit beängstigende Formen an. Teuer bezahlte Tropenhelme fliegen durch die Lüfte und landen zu den Füßen des Gefeierten oder auch in seinem Angesicht. Eine schwarze Dame naht hüpfenden Schrittes und schleudert, sichtlich erregt, ihren stoffreichen Umhang um den Schädel des beneidenswerten Tänzers. Andere reißen sich gegenseitig die Perücken von den glattrasierten Köpfen und bombardieren damit den Auserkorenen. Kurz, es fehlen die faulen Eier und Zitronen, und die Sache wäre das Gegenstück zu einem europäischen Theaterskandal, Skandal aus Begeisterung anstatt aus Entrüstung.

Es fällt schwer, den Zweck eines Tam-Tams einzusehen. Endziel ist wohl neben der Belustigung auch die Erbauung. Daher die dämpfende Anwesenheit zahlreicher greiser Angehöriger der Priesterkaste

der Marabus. Sie bilden, mit verschlungenen Knien auf der Erde hockend, den innersten und vornehmsten Ring der Zuschauerschaft. Jetzt erhebt sich einer unter viel Geräusper und Getue, rafft seine siebenundsiebzig Bubus zusammen und verfällt in eine beschwörende Litanei, der die Festgemeinde mit inbrünstig geschlossenen Augen lauscht.

Bald fallen wieder die Trommeln ein, und aus dem Dunkel schießen ein paar verummte Gestalten, die unter Ausstoßung fürchterlicher Kehllaute je einen Federwisch vor sich her balancieren. Das sind die Fetischmänner der hohen Gäste aus Man, der berühmten Tänzerstadt an der Elfenbeinküste. Eine Sekunde später wälzen sich ein halbes Dutzend nackte Männerkörper im Sand, und zwölf Arme greifen nach den geheiligten Federwischen, um den Schutz der Götter zu erleben. Drei kleine Federknäuel kommen angeflogen, entfalten sich und sind vier winzige Mädchenkörperchen mit mächtigem Reiherkopfschmuck. Ein tolles Spiel beginnt. Die kleinen zerbrechlichen Geschöpfchen dienen den Männern als Spielbälle. Bald versteifen sich ihre zarten Leiber und bilden befiederte Pfeile, mit denen sich die wilden Tänzer bewerfen. Bald packt man sie an einem ihrer dünnen Beinchen und schlenkert sie in tollen Drehungen durch die Luft. Bald fängt man sie im Fluge mit blanken Schwertern auf. Die Fetischmänner liefern dazu ihren krächzenden Gesang und den Segen aus ihren verzauberten Federwischen.

Wieder setzt das Tam-Tam für die Allgemeinheit ein. Man sieht kein Ende. Denn mit vorrückender Nacht steigert sich die Ekstase. Da, elektrische Lichtstrahlen und ein kratzendes Geräusch wie von einer schlecht funktionierenden Tonfilmapparatur. Die Umgebung enthüllt sich: Auf einer zerknüllten Leinwand erscheint Myrna Loy als Mademoiselle Docteur. Die bildliche Wiedergabe ist stark beeinträchtigt durch das Licht des Vollmonds; der Ton ist nur rudimentär vorhanden. Bedauernswerte schwarze Menschheit! Der europäische Geschäftsgeist hat gar deine geselligen Bedürfnisse aufgestöbert. Wo man sich einst ungestört zu althergebrachten Festlichkeiten traf, steht jetzt ein erbärmliches Ding von improvisierter Arena aus Wellblech und altem Kistenholz. Die wacklige Tribüne trägt stolz den Namen Marschall Fochs. Die Zusammenhänge sind schleierhaft. Aber über das geschminkte Gesicht der weißen Dame an der Kasse huscht ein befriedigtes Lächeln. Die Einnahmen scheinen alle Erwartungen übertroffen zu haben, und der Einfall mit dem ausgeleierten Film am Ende ist gar zu gut. Die ungewohnten Geräusche und die flimmern-den Bilder wirken einschläfernd auf die Festbesucher, und keine zehn Pferde brächten sie hinterher wieder zu Musik und Tanz. Man hat schweres Geld und außerdem volle sieben Stunden Nachtruhe gewonnen ...

Fred Birmann.

SEMESTERBERICHT DES PRÄSIDENTEN DES V.S.E.T.H

Dem Delegierten-Konvent vorgelegt und vom ihm genehmigt
am 31. Mai 1937.

E i n f ü h r u n g.

Vorliegender Bericht soll einen allgemeinen Überblick über geleistete Arbeit und gepflegte Beziehungen während des Wintersemesters 1936/37 geben. Wie alle Berichte ähnlicher Art ist er unvollständig, denn die Hauptzeit und -kraft wird immer der ungeheuren Kleinarbeit gewidmet, einer undankbaren und oft aufreibenden Sache, aber doch eine unbedingte Notwendigkeit, wenn man seiner Aufgabe einigermaßen gerecht werden und den gesetzten Zielen etwas näher kommen will.

I n n e r e s.

Polytag, 20. November 1936.

Das erste wichtige Ereignis im Wintersemester war der E.T.H.-Tag, von den Studenten kurz „Polytag“ genannt. Am Morgen, anlässlich des offiziellen Festakts im Auditorium Maximum, verlas unser verehrter Herr Rektor einen kurzen Überblick über das vergangene Schuljahr und gab zugleich die Ernennung von Herrn Direktor Scheitlin von Gebr. Sulzer und Herrn Oberingenieur Noak von Brown, Boveri & Cie zu Ehrendoktoren der technischen Wissenschaften bekannt. Beiden Geehrten dürfen wir auch an dieser Stelle gratulieren; sie werden uns leuchtende Beispiele als große Techniker und Menschen sein! Nun ergriff Herr Rektor Baeschlin das Wort zu einem Vortrag: „Die Aufgaben der E.T.H. in unserer Zeit“. Nachher sprach der Präsident des V.S.E.T.H. kurz über das Thema „Verantwortung“. Die Feier war gut eingerahmt durch Vorträge des Akademischen Orchesters und des Studenten-Gesangvereins, welchen wir herzlich für ihre Dienste danken. Leider ist zu sagen, daß die Feier von Studenten sehr spärlich besucht war, was deutlich für das Desinteressement der Studenten für allgemeine Dinge spricht. Wohin wird uns dieses Einzelgängertum führen?...

Ein erfreulicheres Kapitel ist es, über den abendlichen Polyball im Grand Hotel Dolder zu berichten. Von unserem 1. Beisitzer, welcher von einem Stab schaffensfreudiger Mitarbeiter umgeben war, arrangiert, war er wieder das große Fest der Gesamtstudentenschaft. Für uns war es eine besondere Ehre, recht viele Dozenten unserer Hochschule nebst einer Menge Altakademiker begrüßen zu dürfen. Wohl kaum ein Teilnehmer an diesem Balle ging unbefriedigt nach Hause, und das gibt uns die Kraft, auch im kommenden Winter die großen Vorarbeiten zu leisten. Dem Hochschulsportplatzfonds konnten rund Fr. 1500 als Reingewinn überwiesen werden.

D.C.-Hock.

Wer könnte sich das Wintersemester ohne unsern D.C.-Hock denken? Am 10. Februar versammelten wir uns im Kindli zu einem einfachen Nachtessen. Im nachfolgenden feuchten Teil entspannen sich eifrige Diskussionen über „Halbe Bananen“, usw. Alles in allem ein Abend, der jedem Teilnehmer in freudiger Erinnerung an unbeschwerte frohe Studentenstunden bleiben wird. Ein geladener Unistudent mußte gestehen, daß ein solches Ereignis an unserer Schwesterhochschule gar nicht möglich wäre, und das sagt wohl mehr als ein langatmiger Kommentar. Unter den Gästen befanden sich der Präsident des Verbandes der Schweiz. Studentenschaften, der ganze Vorstand des Corporationen-Verbandes, nebst den Präsidenten der verschiedenen Kommissionen.

Krankenkasse.

Im Wintersemester fand nur eine Sitzung des Vorstandes statt, in welcher Herr Prof. Dr. Rohn bekannt gibt, daß im vergangenen Jahr trotz Rückganges der Bundes- wie der Beiträge der Studenten eine kleine Vermögenszunahme festzustellen sei. Diese hat ihren Grund in einer bedeutenden Abnahme der Ausgaben. Es wird beschlossen, die Beiträge, sowie die Selbstbeteiligung auf gleicher Höhe zu belassen.

Studentenheim.

Leider ist im vergangenen Semester eine neuerliche Verschlechterung der Finanzlage des Studentenheims zu konstatieren. Zwei Faktoren spielen hier eine Rolle: 1. ein Rückgang der Besucherfrequenz, 2. ein Steigen der Lebensmittelpreise um durchschnittlich 15 Prozent. Nach langen Überlegungen hat die Betriebskommission beschlossen, eine Preiserhöhung der festen Menus um 10 Rappen auf 1. April einzuführen, nachdem vorher die Bewilligung der eidg. Preiskontrolle eingeholt wurde. Es bleibt zu hoffen, daß die Benützer des Studentenheims diese Zwangsmaßnahme mit der nötigen Ruhe und Objektivität aufnehmen! — Des weitern wurde beschlossen, umfassende Verdunkelungsmaßnahmen zu treffen, um auch bei akuter Kriegsgefahr den Betrieb weiterführen zu können.

Sportplatzfonds.

Im Berichtsemester konnten dem Sportplatzfonds erneut Fr. 6500 zugefügt werden. Anlässlich der Auflage der Wehranleihe beschloß der Vorstand die Zeichnung von Fr. 5000, welche nach D.C.-Beschuß vom 5. November 1936 dem Fonds einverleibt wurden. Das gleiche „Schicksal erlitten“ Fr. 1500 aus dem Reingewinn des Polyballes, so daß der heutige Vermögensbestand (ohne Zinsen) Fr. 18,000 beträgt.

Wenn man bedenkt, daß der Fonds erst im vergangenen Sommersemester geschaffen wurde, darf man mit dem Erfolg wahrlich zufrieden sein, aber noch reicht es nicht zur Verwirklichung unseres Traums. Wie lange geht es wohl noch, bis auch Zürich, die größte Stadt der Schweiz, mit zwei Hochschulen, eigene Sportanlagen erhält, welche andernorts schon eine Selbstverständlichkeit sind? Wir müssen uns diese Anlagen wohl selbst erringen, vielleicht nur zum Zweck, daß wir sie später auch richtig zu schätzen wissen!

Vorläufig bleibt immer noch zu hoffen, daß uns die Studentenschaft der Uni endlich einmal mit aller Entschiedenheit in unsern Bemühungen unterstützt, denn vereint kommen wir wohl viel rascher ans Ziel.

Sekretariat und Antiquariat.

Das Sekretariat hat wieder einmal eine Unmenge administrativer Arbeit geleistet und konnte auch Stoßfrequenz (Polyfest) ohne wesentliche Störungen überwinden. Das Antiquariat erfreut sich zunehmender Beliebtheit, was aus den steigenden Umsatzziffern deutlich ersichtlich ist. Der Berichtstatter möchte an dieser Stelle unserer Sekretärin für die stetige treue Pflichterfüllung herzlich danken.

Kommissionen.

Die Kommissionen arbeiteten, mit Ausnahme der Sportkommission, ausgezeichnet. Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände und verschiedener persönlicher Unzulänglichkeiten war dieses Versagen der A.S.K. erklärlich. Die Erfahrungen, welche wir bei dieser Gelegenheit gemacht haben, garantieren uns aber, daß solche Zustände in Zukunft ausgeschlossen werden. Daß gegen außen alles klappte, verdanken wir in erster Linie dem Präsidenten des Sportsamts des Verbandes der Schweiz. Studentenschaften, welcher immer in die Lücke sprang, wenn es nötig war.

Die Tätigkeit der einzelnen Kommissionen ist aus den Semesterberichten der zuständigen Präsidenten ersichtlich.

Zürcher Student.

Nachdem Herr M. E. Eisenring während langen Semestern die Redaktion des Zürcher Student besorgte, war durch dessen Weggang ins öffentliche Leben (Glück auf!) eine Umbesetzung des Betreuers unseres Leibblattes notwendig. Die Hände, welchen wir den Zürcher Student anvertraut haben, verbürgen, daß er seiner Bestimmung gerecht wird, ein Spiegel studentischen Lebens und Denkens zu sein.

Ä u ß e r e s.

Gesellschaft ehemaliger Studierender an der E.T.H. (G.E.P.).

Unsere Beziehungen zur G.E.P. sind nach wie vor herzlich, wie das ja nicht anders möglich ist. Wir wissen nur zu gut, wieviel wir unsern „A.H.“ zu verdanken haben, und es sollte für jeden E.T.H.-Studenten eine Selbstverständlichkeit sein, nach seinem Austritt aus dem Poly in die G.E.P. einzutreten, auf daß wir uns einreihen in eine Truppe Kämpfer für Schweizerische Technik!

Da keine Traktanden vorlagen, fiel die Herbstsitzung des Ausschusses, in welcher wir vertreten sind, aus. Voraussichtlich wird im Sommersemester eine Sitzung stattfinden.

Verband der Schweizerischen Studentenschaften (V.S.S.).

Die Krise, in welcher der V.S.S. noch vor Jahresfrist steckte, scheint endgültig überwunden zu sein, was für uns alle sehr beruhigend wirkt. Für gute und einheitliche Führung verbürgt heute und in nächster Zukunft die Person U. V. Büttikofers, unseres verdienten ehemaligen Präsidenten, welcher gegenwärtig die Geschicke des V.S.S. leitet.

Die ordentliche Generalversammlung, welche vom 5. bis 7. Dezember 1936 in Bern stattfand, stand im Zeichen der geistigen, wirtschaftlichen und militärischen Landesverteidigung. Unsere Sektion war durch Präsident, Quästor und Aktuar vertreten, und wir hatten alle das Gefühl, daß in den verschiedenen Kommissionen ernsthaft gearbeitet wird.

In der Kommission für Inneres war die Hauptsache die letzte Durcharbeit der neuen Statuten, welche den heutigen Verhältnissen angepaßt sind und nun wohl für einige Zeit ausreichen. Wichtig für uns darf noch eine Resolution genannt werden, welche in dieser Kommission gefaßt wurde; darin wird der V.S.S. unter Mithilfe der beiden Zürcher Hochschulen beauftragt, Wege und Mittel zu suchen, um die Bande der Studenten der vier verschiedenen Sprach- und Kulturgebiete enger zu gestalten im Sinne der geistigen Landesverteidigung. Die Herausgabe der Schweiz. Hochschulzeitung in neuer Form wurde begrüßt und dem neuen Redaktor, Herrn Dr. Fueter, das Vertrauen ausgesprochen. In den übrigen Kommissionen wurden hauptsächlich Berichte verlesen und über die zukünftige Tätigkeit beraten. Die Kommission für Sport übertrug den Sektionen Zürich-Uni und E.T.H. die Durchführung der Schweizerischen Hochschulmeisterschaften 1937. In der Finanzkommission stand das neue Finanzreglement, welches durch die neuen Statuten bedingt war, zur Diskussion.

Die Höhepunkte der ganzen Versammlung bildeten die Aufnahme einer rätoromanischen Sektion in den V.S.S. und die Rede von Herrn Bundesrat Motta, Ehrenpräsident des V.S.S., anläßlich des Bankettes.

Nun sind in unserer schweizerischen Studentenschaft alle vier Kulturgebiete vertreten, ein Erfolg, der wohl einzig in der Welt dasteht und der Außenwelt zeigen soll, daß wir Schweizer trotz aller Verschiedenheiten zusammen leben und arbeiten wollen! In der genannten Ansprache betonte unser Ehrenpräsident, daß in der heutigen schweren Zeit mehr denn je „sittlicher Ernst“ in der Jugend Platz greifen müsse und daß wir uns nicht in extremen politischen Richtungen eine Lösung der schwebenden Fragen suchen sollen. Unser Weg müsse der Weg der Mitte, des gegenseitigen Verstehens sein.

Studentenschaft der Universität Zürich.

Das Zusammenarbeiten mit den Kommilitonen von der Uni klappte meist sehr gut, doch wäre ein restloses Einiggehen in den Problemen, welche uns beschäftigen, sicher noch nutzbringender für unsere Gesamtstudentenschaft. Eine stetige Schwierigkeit wird der halbjährliche Wechsel des Kleinen Studentenrates der Uni sein.

Andere Sektionen des V.S.S.

Der Verkehr mit den andern Sektionen des V.S.S. spielte sich im traditionellen Rahmen ab. In Bern nahmen wir am „Akademischen Ball“, welcher zur gleichen Zeit wie die Generalversammlung des V.S.S. stattfand, teil. Das war ein Fest, wie es vorläufig hier in Zürich nicht denkbar ist. Man hatte das Gefühl, der letzte Student sei auf dem Plan, daneben viele Altakademiker; und der Corporationen-Verband brachte eine bunte Note ins Ganze. Auch zum Hochschulball in St. Gallen erhielten wir eine Einladung und ließen uns vertreten.

Corporationen-Verband Zürich (C.V.).

Trotzdem im letzten Sommersemester ein Vertrag zwischen dem C.V. und uns nicht zustande kam, suchten wir auf freundschaftlicher Basis mit den Couleurstudenten zu verkehren; denn wir sehen in diesen Repräsentanten starker Tradition und wahren Schweizertums einen Garanten für eine engere Zusammenarbeit mit der Studentenschaft der Uni. Durch eine Zwischenverbindung, wie sie der C.V. darstellt, können sich die häufigen Wechsel in der Geschäftsführung unserer Schwesterhochschule etwas ausgleichen.

Heute, in der Zeit des Individualismus und der Zersplitterung, ist es unsere Pflicht, alle aufbauenden Kräfte zu einer Synthese zusammenzufügen zum Wohl unserer Volksgemeinschaft, in welcher von uns jungen Akademikern viel erwartet wird, vielleicht nur zu viel!

Dies und noch andere Gedanken bestimmten uns, einen weiteren Versuch zu einem gegenseitigen Vertrag zu machen. Nachdem wir manchen Widerstand aus dem Wege geräumt hatten, war es in der Generalversammlung des D.C. vom 25. Februar 1937 möglich, einen Vertrag mit einigen Abänderungen zu erreichen, und nun bleibt nur noch die Annahme durch den C.V. übrig, was anfangs des Sommer-

Semesters der Fall sein dürfte. Hoffen wir, daß dem Ei, welches nun seit über 40 Jahren gebrütet wird, endlich ein lebensfrohes Kücken entschlüpft!

Verschiedenes.

Anfangs des Semesters erhielten wir eine Einladung der Federación Suiza de Amigos de España e Hispano-América, einem Ehrenkomitee beizutreten, welches ein Wohltätigkeitsfest zugunsten notleidender Spanischschweizer veranstaltete. Nach Besprechung mit dem K.St.R. der Uni sagten wir zu. Der Anlaß, welcher unter dem Protektorat von Herrn Bundespräsident Meyer stand und am 21. November in der Tonhalle stattfand, hatte einen sehr guten Erfolg, konnte doch ein Reingewinn von Fr. 15,515.60 erzielt werden. Sicher war es möglich, an vielen Orten zu helfen, wo die Not besonders groß war.

Schon fast am Ende des Berichtsemesters wurden wir durch die Vermittlung von Herrn Dr. Boßhardt in die kulturpolitische Kommission der Neuen Helvetischen Gesellschaft (N.H.G.) eingeladen. Es wurde dort das sehr aktuelle Thema „Betreuung außerzürcherischer Studenten“ besprochen und lange nach Wegen gesucht, nach denen es möglich sei, die Beziehungen zwischen Zürcher Bevölkerung und auswärtigen Studenten enger zu gestalten. Zur weiteren Behandlung der aufgeworfenen Fragen bildete sich unter der Leitung von Herrn Prof. Ch. Clerc ein Arbeitsausschuß, in welchem unser Verband durch Präsident und Quästor vertreten ist. Es wird uns nun möglich sein, der Aufgabe, welche dem V.S.S. und seinen Zürcher Sektionen an der Generalversammlung in Bern (siehe dort) aufgetragen wurde, gerecht zu werden.

Die Generalversammlung vom 5. November 1936 beschloß des weitern, dem Schweiz. Luftschutzverband als Kollektivmitglied beizutreten.

Im Herbst wurde eine neue Gestetner-Vervielfältigungsmaschine angeschafft, welche sich sehr gut „eingeführt“ hat. Durch günstige Benützungsverträge mit dem V.S.S. und der Schweiz. Zentralstelle für freiwilligen Arbeitsdienst ist es möglich geworden, unsere finanzielle Belastung auf ein sehr günstiges Maß zu reduzieren.

Rückblick.

Ich möchte diesen Bericht nicht schließen, ohne allen herzlich zu danken, welche mitgeholfen haben an unserer Arbeit. Dieser Dank gilt in erster Linie den Behörden, welche uns immer mit großem Wohlwollen zur Seite standen und meinen Mitarbeitern vom Vorstand, welche den Hauptanteil am immerwährenden Gelingen unserer Sache hatten.

Daß die geleistete Arbeit von uns nicht immer mit restloser Freude geleistet wurde, hat seinen Grund sicher nicht darin, daß man oft viel und lang arbeiten muß, nein wir sind ja alle bis zu einem gewissen Grade Idealisten (!), ist wohl aber darin zu suchen, daß der Student im allgemeinen so herzlich wenig Anteil nimmt an unserer Sache. Jeder betrachtet es mehr oder weniger als selbstverständlich, daß er als Student im Geschäft, Kino und Theater Ermäßigungen erhält, daß er den „Zürcher Student“ gratis und franko ins Haus geliefert bekommt, daß er in den A.S.K.-Trainings billig seinen Körper betätigen kann usw., aber wie viele kümmern sich um die viele Kleinarbeit, welche unsere Kommissionen täglich zu erledigen haben? Leider ist zu bemerken, daß sich diese Interesselosigkeit auch auf Angelegenheiten des öffentlichen Lebens erstreckt, und diese Erkenntnis ist bitter.

Eine Aufgabe des kommenden Semesters wird es sein, zu suchen, auf welchem Wege wir das Verantwortungsbewußtsein des Studenten gegenüber seinen Kommilitonen und damit gegenüber der Volksgemeinschaft stärken und vertiefen können. Wir dürfen uns heute nicht nur mit der Erledigung administrativer Angelegenheiten begnügen, wenn wir unserer Bestimmung auch nur einigermaßen gerecht werden wollen.

Bereit sein ist alles!

Zürich, den 13. Mai 1937.

Der Präsident: Max Rutishauser.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

KURSUS FÜR JUNGE JOURNALISTEN UND STUDIERENDE DER JOURNALISTIK

5. bis 14. Juli in Genf.

Ermutigt durch die Erfahrungen der beiden letzten Jahre, veranstaltet das Weltstudentenwerk dieses Jahr wieder einen Kursus für junge Journalisten und Studierende des Journalismus. Für die Tagung haben sich wieder eine Reihe vorzüglicher Referenten verpflichtet:

Mr. Vernon Bartlett, Korrespondent des News Chronicle;

Mr. A. R. Burrows, Generalsekretär der Internationalen Union für Radio-Diffusion;

Mr. Wallace Carroll, Korrespondent der United Press;

M. L. Joxe, agrégé de l'Université, Generalsekretär des Centre de Politique étrangère, Paris;

Professor Th. Ruysen, Generalsekretär der Internationalen Federation der Völkerbundsvereinigungen, Genf;

Dr. F. A. Six, Deutschland;

Mr. C. K. Streit, Korrespondent des New York Times;

M. Marcel Sues, Advokat, Berichterstatter über Völkerbundsangelegenheiten am Genfer Rundfunk;

Mr. David Woodward, Korrespondent des News Chronicle;

Professor Quincy Wright, Professor am Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales, Genf.

Das Programm setzt sich weiterhin zum Ziel, über die Gegenwartsströmungen in den verschiedenen Ländern, über Presse und Presseagenturen, Völkerbund, internationales Arbeitsamt usw. zu orientieren. Während der Sitzungen ist reichlich Gelegenheit zu Fragestellungen und Diskussion geboten. Für die Besichtigung von Genf und Umgebung steht viel freie Zeit zur Verfügung.

Teilnahmegebühr Fr. 20.—. Unterkunft und Verpflegung täglich mindestens Fr. 5.—.

Zu nähere Auskünfte sind gerne bereit das Weltstudentenwerk, 13, rue Calvin, Genf, oder Bruno Gusberti, Pressedienst des VSS, Eidg. Technische Hochschule, Zimmer 44a, Zürich.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK

April/Mai 1937.

- Stud A 2850 Atlantisbuch der Musik.
" D 62 Annunzio, G. d': Forse che sì forse che no.
" A 2865 Bach, R.: Reich der Kindheit.
" B 710 Betz, M.: Rilke vivant.
" A 9162 Binding, R. G.: Liebeskalender.
" A 9161 Binding, R. G.: Angelucia. Novelle.
" A 2876 Brentano, B. v.: Prozeß ohne Richter.
" A 2868 Brunton, P.: Yogis. Verborgene Weisheit Indiens.
" A 2867 Burckhardt, Jak.: Gesamtausgabe. 14 Bände.
" A 2879 Burckhardt, Jak.: Briefe zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt.
" B 704 Céline, L.-F.: Mea culpa.
" B 694 Chardonne, J.: Romanesques.
" B 702 Daniel-Rops: Ce qui meurt et ce qui naît.
" B 611 Duhamel, Georges: Chronique des Pasquier. 5 vols.
" A 2857 Dwinger, E.: Die letzten Reiter.
" C 220 Erskine, J.: Forget if you can.
" A 2878 Neue bulgarische Erzähler. Novellen.
" — Ein sehr guter Querschnitt durch das so wenig bekannte bulgarische Schrifttum von heute.
" A 2869 Essad Bey u. W. v. Weisl: Allah ist groß. Niedergang und Aufstieg der islamitischen Welt von Abdul Hamid bis Ibn Saud.
" B 709 Böldes, J.: La rue du chat-qui-pêche.
" A 2854 Frank, Leonh.: Das Ochsenfurter Männerquartett.
" A 2870 Gerlach, H. v.: Von Rechts nach Links.
" B 701 Gide André: Nouvelles pages de journal.
" C 204 Golding, L.: Magnolia street.
" A 2877 Graber, A.: Auto. Fahrten und Gefährten.
" B 700 Green, J.: Minuit.
" A 2861 Gudmundsson, K.: Morgen des Lebens.
" A 2862 Gunnarsson, G.: Der brennende Stein. Novellen.
" A 2855 Haecker, Th.: Der Christ und die Geschichte.
" A 2863 Hauptmann, Gerhart: Im Wirbel der Berufung. Roman.
" A 2851 Hausenstein, W.: Buch einer Kindheit.
" A 2859 Hesse, Hermann: Neue Gedichte.
" A 2853 Hoster, H.: Viele sind berufen. Roman unter Ärzten.
" — Unter den vielen Ärzteromanen der letzten Zeit einer der bedeutendsten und kennenswertesten.

- Stud A 2866 Huizinga, J.: Erasmus.
 „ C 217 Huxley, A.: Eyeless in Gaza.
 „ A 9160 Jaspers, K.: Max Weber.
 „ B 708 Kessel, J.: Fortune carrée.
 „ A 2864 Kröger, Th.: Heimat am Don.
 „ C 218 Lawrence, D. H.: Phoenix. The postumous Papers of D.H.L.
 „ A 2871 Marcu, V.: Macchiavelli.
 „ B 705 Martet, J.: Le Palais de Timour.
 „ B 340 Martin du Gard, R.: Les Thibault. 7e partie, 3 vols.
 „ B 707 Maurois, André: Histoire d'Angleterre.
 „ A 2852 Menne, B.: Krupp.
 „ C 215 Mitchell, M.: Gone with the wind.
 „ B 695 Monnier, Thyde: La rue courte.
 „ B 289a Montherlant, H. de: Pitié pour les femmes.
 „ A 2872 Penzoldt, E.: Der dankbare Patient.
 „ A 2873 Petersen, N.: Verschüttete Milch.
 „ A 2858 Plietz, S.: Vom Montblanc zum wilden Kaiser.
 „ B 698 Ramuz, C.-F.: Les signes parmi nous.
 „ B 696 Ramuz, C.-F.: Besoin de grandeur.
 „ — Est-ce que nous en avons vraiment besoin, nous autres Suisses?
 „ A 2848 Riezler, W.: Beethoven.
 „ — Das Kapitel „Beethoven und die absolute Musik“ gibt die abschließende Antwort zur Frage der Stellung Beethovens in der Entwicklung und Geschichte der Musik.
 „ B 184 Rolland, R.: L'âme enchantée. 4e partie. 3 vols.
 „ B 527 Romains, Jules: Les hommes de bonne volonté. Vol. 11, 12.
 „ B 697 Saussure, J. de: A l'école de Calvin.
 „ A 2874 Schäfer, G.: Kampf ums Brot. Roman einer Siedlung.
 „ A 2860 Schaeffer, Albr.: Cara. Roman.
 „ — Ein sehr feines Werk Schaeffers, das es verdient, gelesen zu werden.
 „ C 216 Stone, Irving: Lust for life.
 „ — Ein Roman des Lebens Vincent van Goghs.
 „ B 699 Tharaud, J. et J.-Th.: Cruelle Espagne.
 „ A 2856 Tietze, H.: Tizian. Textband und Tafelband.
 „ B 703 Traz, Robert de: Les „Heures de silence.“
 „ A 2875 Undset, Sigrid: Ein Fremder. Novellen.
 „ B 706 Van der Meersch, M.: L'empreinte de Dieu.
 „ C 219 Waln, N.: The house of exile.
 „ A 2849 Wiegand, C. F.: Das Gespensterdorf.

Es sei hier noch besonders auf die Anschaffung der großen Gesamtausgabe der Werke Jakob Burckhardts hingewiesen. Die Bände der Zentralbibliothek sind erfahrungsgemäß sehr stark benützt; das Exemplar der Studentenbibliothek wird hier Erleichterung bringen.

Für die Bibliothekskommission, der Präsident: Butz, pharm.

Das freie Jugendhochschulheim in Öransgarden, Schweden, gewährt einem schweizerischen Studenten (wenn möglich Welschschweizer) zum Besuche der Internationalen Sommerkurse ein **Stipendium** für die Monate Juli und August.

Interessenten wollen sich im Büro des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften, E.T.H., Zimmer 44a, melden.

Filmstelle des Verbandes der Studierenden an der E.T.H.

Am 30. Juni 1937, 20.15 Uhr, veranstalten wir einen Vortrag, der die Entwicklung der Filmtechnik von den ersten Anfängen bis zu den modernen Farbentofilmen darstellt. Der Vortrag wird durch zahlreiche Lichtbilder und mehrere, z. T. neuere und neueste Filme ergänzt. Der Referent, Herr J. Pinschewer aus Bern, verfügt über eine 25jährige Praxis in der Herstellung von Filmen. Voraussichtlich wird auch sein neuester farbiger Tricktonwerbefilm seine inoffizielle Uraufführung erleben. Das Thema des Vortrages lautet: „Von der Wundertrommel zum farbigen Tricktonfilm.“ Die Hauptpunkte sind folgende: Die ersten stummen Werbefilme. — Der Vorläufer des Zeichentrickfilmes: die Wundertrommel. — Der „absolute“ Film. — Die Herstellung eines Puppenspielfilmes. — Der „tönende“ Schattenspielfilm. — Der farbige Tricktonfilm.

Zur teilweisen Deckung der Unkosten erheben wir wie üblich ein kleines Eintrittsgeld von Fr. 1.— (Studierende Fr. —.50).

BUCHBESPRECHUNGEN

Friedrich Gundolf, Rainer Maria Rilke. In seinem Vortrag über R. M. Rilke, den Friedr. Gundolf 1931 in Essen gehalten hat und der im Hinblick auf Stefan George erst jetzt gedruckt erscheint, fühlt man noch deutlich die Beeinflussung, die George auf Gundolf ausgeübt hat. Gundolf stellt Rilke nämlich George nicht nur gegenüber, sondern mißt in vieler Beziehung den Prager Dichter an einer Weltanschauung, die derjenigen Georges sehr nahekommt. George, so fühlt man, ist für Gundolf **der deutsche Dichter**, und wo Rilke von ihm abweicht, muß er nach Gundolf dem Gebiet anderer Kulturen zugeschrieben werden.

George, dem Dichter, „der die Menschenwürde im All verherrlichte“, der „von einem Erzieher- und Richterverlangen besessen war“, dem Dichter, der Zucht, Fug, Maß und Grenze wiederschuf, dem Gebieter und Lenker, Gründer und Bildner stellt er Rilke gegenüber, einen Dichter der Diastole (nach dem Goetheschen Begriff), der „am reinsten die Lösungen, Erlösungen, die Hauche und Wellen des wankenden Alls, heute in seiner Seele verfangen, aus seiner Seele entlassen hat, der ein Medium der weltdurchfahrenden Gewalten ist“. Können wir an einen andern als Rilke denken, wenn Gundolf in eigentümlichen, einzigartigen und das Wesen des Dichters oft endgültig bezeichnenden Ausdrücken von der „endschaftlichen Höflichkeit alter Geschlechter, der höfischen, klösterlichen Sorgfalt, der müden Sehnsucht in die Ferne, der kranken Hellsicht und Überfühlbarkeit“ spricht? Schreibt aber Gundolf dem Dichter Rilke „einen behaglichen Ekel vor jeder unausweichbaren Gegenwart, ein Mitleid aus Selbstflucht mit aller Kreatur, ein lässiges Gespräch eines zeitlichen, hiesigen Edelmannes mit dem zeitlosen Wesen“ (im Stundenbuch) zu, so müssen wir uns klar sein, daß solche Eindrücke höchst subjektiver Art sind und keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen können, — daß solche Wertungen hochgradig mit dem Glauben an den Mut, die Echtheit und ursprüngliche Natürlichkeit eines Dichters zusammenhängen. Uns wäre es dann nämlich ein leichtes, bei George des öftern etwa von ästhetisierender und intellektualistischer Wortkunst zu sprechen. Zu weit scheint uns Gundolf auch mit der Behauptung zu gehen: „Rilkes französische Poeme sind kunsthandwerkliche Kleinodien, im übrigen aber ein Schmuck der geistesgeschichtlichen Museen.“ Denn Rilke ist in seinem Drang, den Dingen in Empfindung und Sprache sich restlos hingeben zu können, in die französische Sprache einfach hinübergeschwungen, wie man etwa eine Melodie in einer andern Tonart greift. Daß er sie dabei aus sich dichterisch echt wiedergab, beweist schon, daß er die englische Sprache, die er sich zur Übersetzung der Gedichte von El. Barret-Browning erlernte,

als außerhalb seines Wesens liegend, bald wieder ablegte, als ein Gewand, das er nicht tragen konnte; während er dem Französischen zeitlebens treu geblieben ist in dem Gefühle, auch in ihm ein reiner Dichter zu sein.

Gundolfs Eindruck von Rilkes Deutung des Lebens scheint uns etwas allzu stark passiv zu sein. (Ein Eindruck, übrigens, der sich vieler bemächtigt, die sich gewohnt sind, Rilkes Leben und Rilkes Werk zu stark miteinander in Verbindung zu bringen): Wir Menschen leben nur fast alle grausamer, als Rilke es getan hat. Er hat gewußt und es immer wieder hingesagt, einen wie tiefen und starken Sinn das Leben haben kann, wenn man es auch **lebt** — aber sein eigener Körper hat es ihm verboten, sinnlich, weltfreudig zu leben, und nur die Seele des Dichters gab sich reimend der Vorstellung davon hin; die Kräfte der Natur nahm er in sich ein und gab sie geformt wieder aus, ohne daß er sie sich zuzuwenden dauernd vermocht hätte. Passiv? Er war nur unendlich frei und losgelöst (in Zeiten, da er dichten konnte), und so strömte ihm willig alles zu, da er es nicht halten wollte, sondern weitergeben. Ihm hat jeglicher, für uns Menschen sonst charakteristischer Besitzersinn gefehlt.

So können wir denn manchenorts nicht mit Gundolfs Ansicht einverstanden sein. Wir finden aber dennoch in dem vierzigseitigen Vortrag manches Wort, das von ganz einzigartigem literarischem Hellblick zeugt; was in der Dichtung Rilkes liegt, was der Dichter in großem Gesang verkündet hat, wußte Gundolf in klarer, bannender, hoheitsvoller Form meisterhaft auszusagen.

Fredy Eidenbenz.

Frenc Körmendi, Die Sündigen. Ein Roman aus dem heutigen Ungarn. Ein Fabrikjunge, beherrscht von seiner unglücklichen Leidenschaft, für die er keinen Ausweg findet. Die unnatürliche Befriedigung treibt ihn zum Mord. — Der Ingenieur der darniederliegenden Fabrik lebt getrennt von seiner Frau, diese stürzt im Gebirge ab. Er ist von seiner Schuld überzeugt, sucht die Sühne und nimmt die Schuld seines Untergebenen, mit dem er sich schicksalsverbunden fühlt, auf sich: das ewige Problem von Schuld und Sühne im Diesseits in dramatischer Weise aufgerollt. Der Stil ist kurz, die Übersetzung ist dem Buche nicht anzumerken. Eine Stufe aufwärts nach „Versuchung in Budapest“.

Virginia Woolf, The Years, London 1937. Virginia Woolf ist hierzulande keine Unbekannte, wenn ihre Werke auch nicht übersetzt sind, dazu sind sie zu empfindlich: ihre Bücher gehören nicht zu den Standardwerken der internationalen Literatur, die jede Übersetzung vertragen können. Englische Bücher dieser Art gibt es heute überhaupt wenig, auf jeden Fall gehört ihr Oeuvre nicht zu dieser Kategorie.

Virginia Woolf ist eine typische Engländerin und eine typische Intellektuelle. Ihr Werk hat zugleich etwas von der Verfeinerung und der Ermüdung einer alten Kultur in sich.

Ihr letztes Werk ist ebenso wie das vorige ein außerordentlich interessantes Experiment. Ich möchte mich des Urteils enthalten, ob dieses Experiment in jeder Hinsicht als gelungen zu bezeichnen ist. Es ist deutlich ihr Hauptziel, dem Leser ihre Überzeugung eingängig zu machen, daß es im Leben nicht auf die Vorgänge ankommt, die wir gewohnt sind als wichtig zu betrachten, sondern auf den Augenblick, auf das Aufblitzen der Geschehnisse des Alltags inmitten der Masse der Zeit, der Vorgänge, die, so klein und unwichtig sie erscheinen mögen, etwas von der Ewigkeit in sich haben.

Äußerlich gesehen, ist es ein Familienroman, wie sie die Literatur unseres Kulturkreises schon zu Dutzenden hervorgebracht hat, ein Zeitbild von 1880 bis zur Gegenwart. Hier liegt aber nicht das Massenaufgebot von Personen vor, die alle in der Geschichte ihrer Stadt oder ihres Standes eine mehr oder weniger historische Rolle spielen. Die Dichterin arbeitet mit

dem Alltag, mit dem unscheinbaren Detail, das oft gar nicht in Worte zu fassen ist und das sie demzufolge auch gar nicht genau ausmalt.

Eigentliche Hauptpersonen hat das Buch nicht. Eine mehr hervortretende Gestalt ist Eleanor Pargiter: Beim Anfang der Erzählung ist sie erwachsen. Mit einer Haarnadel stochert sie im Spiritusapparat, wenn das Teewasser nicht kochen will. Sie muß das Haushaltsbuch führen und kann nie behalten, wieviel 8×7 ist. Mit ihrer natürlichen Veranlagung für soziale Arbeit lebt sie ihr Leben für andere, keine „Wohltätigkeitshyäne“, sie nimmt diese Tatsache als selbstverständlich hin und steht am Ende ihres Lebens vor uns als die echte alte Jungfer: man könnte sie als typisch bezeichnen, aber sie ist doch wiederum mehr als das: sie ist Eleanor Pargiter und niemand anders. Das kann Virginia Woolf: sie zeichnet die Personen subtil wie den Duft einer Blume, einen Charakter, der unveräußerlich zu dem Wesen dieses einen Menschen gehört.

So ist es mit allen Personen des Buches. Wie skizzenhaft, wie vag die Andeutungen auch sein mögen; ihre Personen haben eine merkwürdige Vitalität.

Es mag dem Leser scheinen, daß das Abbrechen im entscheidenden Moment, dort wo man die Antwort auf eine längst gestellte Frage erwartet, nicht mehr ist als ein billiger Schriftstellertrick. Aber gerade hierin liegt der Kern des Buches. Wenn man von einer Versammlung nichts behält, nichts von dem, was vorgetragen wurde, oder von der Diskussion, nur die Tatsache, daß draußen ein Junge einen Stock an einem Gitter entlang zog, dann soll das eben wiederum die Unwichtigkeit der großen Ereignisse zeigen.

Cousin und Cousine speisen miteinander. Er möchte ihr erzählen, was er vom Leben erwartet, sie um ihre Meinung befragen. Im Getriebe der Großstadt ist es unmöglich. Sie gehen in einen Park und setzen sich auf eine Bank: die Cousine schläft ein.

So geht es durch das ganze Buch. Von einer Intrige ist nicht die Rede. Die großen Marksteine des Lebens werden angedeutet, spielen sich gleichsam hinter den Kulissen ab. Undeutlich empfinden wir statt dessen ein Pattern, ein Muster. Das Buch ist ein verwickeltes Gewebe, so daß es schwer fällt, bei der ersten Lesung eine Harmonie zu finden.

Die Dichterin drückt das selbst aus, wenn Eleanor bei einem Feste einem Freund begegnet. Sie denkt: jetzt wird er das und jenes sagen. Das geschieht dann auch:

Does every thing then come over again a little differently? she thought. If so, is there a pattern: a theme, recurring like music, half remembered, half foreseen. A gigantic pattern, momentarily perceptible? The thought gave her extreme pleasure: That there was a pattern. But who makes it? Who thinks it? Her mind slipped. She could not finish her thought.

Her mind slipped, das ist der Eindruck des ganzen Buches, es fordert vom Leser mehr als das oft gebrauchte Wort „Mitdichten“, es verlangt Weiterdichten, Weiterdenken, Weitersticken an dem pattern. Es ist irritierend in seiner Unausgesprochenheit und gerade dadurch wunderbar fesselnd.

Die nächste Nummer erscheint am 10. Juli

Redaktionsschluß 28. Juni.

Z u s c h r i f t e n sind an den Redaktor des Zürcher Student:

Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Sind Sie durch Ihr Studium

*müde und abgespannt, so erreichen Sie Ihr frisches, blühendes
Aussehen durch Bestrahlungen in dem ärztlich empfohlenen*

Institut „Dorette“ *Gartenstraße 25 (3) Lift
Telephon 70.985*



— Ringbücher für Studenten

Acto

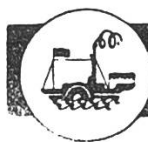
6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft



du LAC
b. Urban-Kino, BELLEVUE

Gemütlichkeit
und frische Kühle
zu Du Lac
trotz der Sommerschwüle

Die Inhaber nachfolgender Lokale empfehlen sich den Herren Akademikern bestens.

STUDENTISCHE STAMMLOKALE

Rest. BELVÉDÈRE, Culmannstr. 19. Stammtisch S.G.B., Ladinia

Restaurant KAUFLEUTEN, Pelikanstraße 18. Karolingia

Hotel LINDE, Universitätstraße 91. Romania. Patria

Rest. MEIEREI, Spiegelgasse 1. Manessia. Amicitia Turicensis

Restaurant PLATTENGARTEN, Plattenstraße 16. Teutonia

Rest. STADTKELLER, Zähringerstr. 21, Akad. Forstver. Unitas

Schützenh. ALBISGÜTLI, Schützv. Schweiz. Studierender, S.S.S.

STUDENTISCHE VERKEHRSLOKALE

Café-Conditorei RÄMIPAVILLON, Rämistr. 8, E. Bäggli